

Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung

Herausgegeben von

Arthur Behring

unter Mitarbeit von André Favre,
Otto Greiffenhagen und
Arthur Knüpffer

Leipzig 1928

Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum

E. Fernau, Leipzig, in Kommission

Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung

Herausgegeben von

Arthur Behrſing

unter Mitarbeit von André Fabre,
Otto Greiffenhagen und
Arthur Knüpfſer

4A

5504

Leipzig 1928

Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeuſchtum

L. Fernau, Leipzig, in Kommiſſion

Die vorliegende Arbeit bildet Band VI der Schriftenreihe

„Quellen und Studien zur Kunde des Grenz- und Auslanddeutschtums“

Herausgegeben im Auftrage des „Instituts für Auslandkunde,
Grenz- und Auslanddeutschtum“, Leipzig
von Hugo Grothe

*

In dieser Reihe erschienen bisher:

Band I: Dr. rer. pol. Karl E. Thalheim

Das deutsche Auswanderungsproblem der Nachkriegszeit

173 Seiten RM. 6.—

Band II: Dr. Hans Martin Johannsen

Grenzland Schleswig

Aufsätze führender Schleswig-Holsteiner zur Deutsch-Dänischen Frage
168 Seiten mit 9 Karten. RM. 6.—

Band III: Professor Dr. Richard Huß, Direktor des
Germanischen Seminars an der Universität Debreczen

Zur „luxemburgischen“ Urheimatfrage der
„Siebenbürger Sachsen“

112 Seiten mit 3 Karten. RM. 6.—

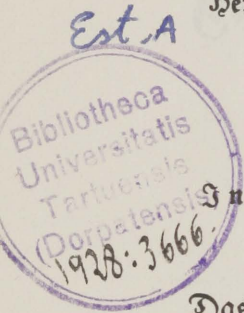
Band IV/V: Hugo Grothe

Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips

Ein illustriertes Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte. 320 Seiten mit 40 Abbildungen, 3 Fetzzeichnungen und mehreren Karten. RM. 10.—

Alle Rechte vorbehalten

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg (Thür.)



29556

Z u m G e l e i t.

Eine baltische Literaturgeschichte gab es bis heute nicht.

Vorarbeiten und Materialien hierzu finden sich bei Rehbinder, Sivers, Grotthuß, Günther, Goek, Reher, Napierstky.

Der Umfang eines 700 Jahre umfassenden Stoffes machte eine Teilung der Arbeit erforderlich.

Die Zeit vom 13. Jahrhundert bis zur russischen Zeit ist von Herrn Stadtarchivar Otto Greiffenhagen, die russische Zeit von Herrn Oberlehrer André Favre, und die jüngste Generation vom Herrn Journalisten Arthur Knüpffer und mir bearbeitet worden. Im übrigen hatte sich der Herausgeber technische Disponierung des Stoffes und gelegentliche Kürzungen bzw. Ergänzungen vorbehalten.

Da ein möglichst geschlossenes Gesamtbild der Entwicklung herausgearbeitet werden sollte, so wurden die einzelnen Dichter nur insoweit berücksichtigt, als sie entweder neue Wege wiesen oder unbeachtetes Gebiet entdeckten.

Eine Hauptaufmerksamkeit ist der russischen Zeit zugewandt worden, entsteht doch erst in dieser Zeit der „baltische“ Mensch mit seiner geistigen Sonderart.

Sollte diese Sonderart, die erst die Eigentümlichkeiten der baltischen Dichtung erklärt, auch Außenstehenden erschlossen werden, so mußte ein Stück Kulturgeschichte mit aufgerollt werden.

Herr Favre hat erstmalig den Versuch gemacht, den Wandlungen der deutschen Seele im Baltenslande im Zusammenhang mit der politischen Abhängigkeit des Landes von Rußland, die nach den jeweiligen Herrschern verschiedene Färbung annehmen, zu folgen. Ob dieser Versuch geglückt ist, muß die Zukunft lehren.

Außer den genannten Herren, deren aufopfernder Arbeit das Zustandekommen der Literaturgeschichte zu allernächst zu danken ist, gebührt Frau Herta Burmeister (Riga) Dank für Zusendung wertvollen Materiales zur Frauenliteratur.

Ebenso sei Herrn Dr. N. Busch, Stadtbibliothekar in Riga, für Hinweise auf wichtiges Quellenmaterial, sowie endlich den Dichtern und Dichterinnen, die in liebenswürdiger Weise Selbstbiographien zur Verfügung gestellt haben, auch an dieser Stelle gedankt.

Dieser Rohbau einer baltischen Literaturgeschichte mußte einmal aufgeführt werden. Mögen kommende Zeiten an ihm bessern und ihn vervollkommen.

Die Uranregung zu dieser Arbeit gab das Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslandsdeutschum in Leipzig.

Werro in Estland, 1928.

Der Herausgeber.

Bis zur russischen Herrschaft.

I. Estnische Volksdichtung der ältesten Zeit.

Auf kolonialgeschichtlichem Boden entfaltet das Schrifttum seine Blüten meist spät und kärglich. Estland aber, der nördlichste Teil des alten Livland, der einzigen wirklichen Kolonie des alten römischen Reiches deutscher Nation, ist kolonialer Boden.

Als um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert deutsche Missionare, deutsche Kaufleute und deutsche Ritterpilger den Weg nach dem baltischen Lande fanden, war das Land von den westfinnischen Esten bewohnt, die in der Zeit von etwa 1000 vor bis 500 nach Christi Geburt eingewandert waren. Vor ihnen hatte eine germanische Bevölkerung an der nordöstlichen Ostsee gesessen; sie ist allmählich verschwunden, wohl von den anrückenden Esten aufgesogen worden.

In den Zeitraum zwischen dem Einrücken der Esten und der neuen deutschen Kolonisation fallen Berührungen der Esten mit den übrigen Ostsee-Anwohnern, vor allem mit den Wikingern in den skandinavischen Ländern.

Aus diesen Beziehungen heraus hat sich augenscheinlich vieles in der Mythologie und der Heldensage des estnischen Volkes gestaltet. Wie in der germanischen Edda, so berühren sich auch in dem estnischen Volksepos von den Kalewiden Götter- und Heldensage. Es kann hier nicht im einzelnen angeführt werden, wie das estnische Volksepos in mündlicher Tradition bruchstückweise erhalten, seit etwa 80 Jahren gesammelt und bearbeitet worden ist. Nach den Forschungen finnländischer Gelehrter in erster Linie (Kroon) ist neuerdings die Ansicht der älteren deutschen und estnischen Forscher (Kreuzwald, Fachlmann) stark erschüttert worden, daß im estnischen Volk die gleichen klaren mythischen Vorstellungen geherrscht haben wie im finnischen. Die Bearbeiter des Volksepos, vor allem Kreuzwald, haben in ihrer Nachschöpfung des Volksepos der eige-

nen Phantasie allzu frei die Zügel schießen lassen und zum Beispiel finnische Götter- und Heldengestalten unbedenklich mit ähnlich garteten, aber doch unbekanntem estnischen gleichgesetzt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß gerade das estnische Volksepos wesentliche Züge skandinavischen Wikingersagen entlehnt hat; ist doch in noch späterer Zeit die altnordische Thidrek-Sage bis zu den Nowgoroder Russen vorgedrungen.

Diese estnische Volksage und -dichtung hat eine Weiterentwicklung durch die Kolonisation seit rund 1200, die, den Kreuzzügen nahe verwandt, gegen Heidnisches mit aller Strenge vorging, verständlicherweise nicht erfahren. Sie ist durch mündliche Tradition innerhalb des estnischen Volkes bewahrt und vermehrt worden. Zu schriftlicher Aufzeichnung von estnischen Texten ist es erst sehr spät gekommen. Das heute als ältestes bekannte estnische Schriftdenkmal sind die „Goldenbeck'schen Gebete“, die im Revaler Stadtarchiv von Dr. P. Johansen 1925 aufgefunden wurden. Es handelt sich hier um die katholischen Gebete „Credo“, „Pater noster“ und „Ave Maria“, die zwischen 1524 und 1528 von einem Geistlichen in Goldenbeck (West-Estland, zum Bistum Osel-Wiek gehörig) aufgezeichnet worden sind; Anlaß dazu war jedenfalls ein Synodalbeschuß, der um 1509 den Geistlichen des Bistums Osel-Wiek zur Pflicht machte, sich mit der Sprache des Landvolkes vertraut zu machen und ihm wenigstens die drei genannten Gebete beizubringen. Die Gebete fanden sich in einem „Wackenbuch“, d. h. Aufzeichnungen der bäuerlichen Leistungen.

Es wird die Aufgabe eines anderen Abschnittes dieser Darstellung sein, über die neuere und neueste Entwicklung der estnischen Literatur zu berichten.

II. Westeuropäische Kolonisationsliteratur.

Es ist selbstverständlich auch im baltischen Kolonisationsgebiet in erster Linie die geistliche Literatur, die die Kolonisation begleitet und von ihrer Tätigkeit Zeugnis ablegt. Sie hat ihre Spur

in Gestalt von Bucheinbänden und Fragmenten von Pergamentblättern in den Archiven und Bibliotheken des Baltikums hinterlassen. Es ist das um so erklärlicher in Anbetracht des Umstandes, daß die herrschenden Gewalten, die Landesherrn im alten Livland, die Geistlichen waren: Deutscher Ritterorden, Erzbischof von Riga, Bischöfe von Dorpat, Osel-Wiek, Kurland und Reval.

In der Natur der Sache liegt, daß es hauptsächlich die klösterliche Literatur ist, die uns erhalten geblieben ist. In einem dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehörigen Dünamünder Zisterzienser-Kodex fanden sich als Vorsatzblätter Bruchstücke der Vulgata (Propheten Hosea und Amos), die dem Anfang des 10. Jahrhunderts angehören—die ältesten Zeugnisse abendländischen Schrifttums in Altlivland. Eingehende Untersuchung der erhaltenen Klosterbücher und -handschriften hat ergeben, daß französische Einflüsse in einigen von ihnen nachzuweisen sind. Für den Zisterzienserorden läßt sich die Ahnenreihe der baltischen Klöster nachweisen: sie geht von Cîteaux resp. Morimond aus und wird durch die Etappen Kamp (Rheinland)—Walkenried (Harz)—Schulpforta (Saale-tal)—Dünamünde (bei Riga)—Padis (Estland, südwestlich von Reval) gekennzeichnet. Zwischen die Begründung von Dünamünde (1208) und die von Padis (1305) fällt um 1250 die Begründung des Michaelis-Klosters in Reval, und zwar über Dänemark, unter dessen Herrschaft Estland 1238—1346 stand. Ebenso ist auch das Dominikanerkloster Revals dänische Gründung (um 1248) und weist unter den ersten Mönchen nordische, speziell dänische Namen auf; die literarische Betätigung der Dominikaner ist augenscheinlich geringer gewesen als die der Zisterzienser.

III. Geschichtswerke.

Dem Kreise der geistlichen, speziell der Missionsliteratur gehört auch das Geschichtswerk an, das als einzige und vortreffliche Quelle von den Anfängen der deutschen Kolonisation berichtet: das

„Chronicon Livoniae“ des Heinrich von Lettland. Der Verfasser, ein deutscher Geistlicher aus der Umgebung des Bischofs Albert von Urküll, Riga, beschreibt die Ereignisse vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis 1227. Er schildert die Ausbreitung des Schwertbrüderordens von der Düna bis nach Reval im Norden, Osel im Westen, Narva im Osten vom Standpunkt des missionierenden Papsttums aus im Latein der Ecclesia militans. Spätere Chronisten sind meist auf ihn zurückgegangen. Ein Geschichtswerk, das speziell die Tätigkeit des Zisterzienserordens verherrlicht, die Dünamünder Annalen, ist uns nur in einem kurzen Bruchstück erhalten.

Der Orden (nach der Vereinigung der livländischen Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden 1236) hat gleichfalls sein eigenes Geschichtswerk hervorgebracht: die Livländische Reimchronik, zu Ende des 13. Jahrhunderts vielleicht von einem Ordensbruder abgefaßt, und zwar—sehr bezeichnend—in mitteldeutscher Sprache. Zu erklären ist das damit, daß die Brüder des Ordens damals noch nicht so ausschließlich wie in späterer Zeit dem niederdeutschen Sprachgebiet, sondern mehr Oberdeutschland, wohl auch Ostdeutschland, angehörten. Die Reimchronik behandelt die Kämpfe des Ordens gegen die Semgallen bis 1290. Ob das im Revaler Provinzialmuseum befindliche Pergamentblatt aus der gleichfalls gereimten mittelhochdeutschen Weltchronik des Rudolf von Ems (um 1250) ebenso livländischen Ursprungs ist, muß dahingestellt bleiben; es würde zutreffendenfalls natürlich auch zur Ordensliteratur in Livland zu rechnen sein. Dem Kreis des Ordens gehört ferner die bis 1738 reichende lateinische Chronik des Hermann von Wartberge an.

Zu diesen geschichtlichen Werken tritt nun ein Rechtsbuch: Der Dänenkönig Erik IV. hatte 1245 Reval, der damals dänischen Stadt, das lübische Recht verliehen: zunächst in lateinischer Version, dann (1282) auch in niederdeutscher (Kodex im Revaler Stadtarchiv). Dieses ganz vereinzelt frühe niederdeutsche Sprach-

denkmal im Baltikum ist wiederum aus dem Bestreben zu erklären, den Reval zuströmenden Einwanderern aus Gotland, Nord- und Westdeutschland die wichtigsten Rechtsnormen in dem ihnen allein geläufigen Niederdeutsch vorzulegen. Das Hochdeutsche ist in Livland dann erst wieder in der Mitte des 16. Jahrhunderts Amtssprache geworden; das Niederdeutsche gewinnt zu Ende des 14. Jahrhunderts als Ablösung des Lateinischen sehr erhebliche Bedeutung, die im folgenden zu erörtern sein wird.

IV. Die niederdeutsche Literatur.

Durch den Anschluß an die Hanse, der in Riga 1282, in Reval und Dorpat wohl noch zu Ende des 13. Jahrhunderts erfolgte, gerieten die altlivländischen Städte in einen neuen Kulturkreis. Sie verdanken ihm nicht nur die Organisation des Handelsverkehrs vor allem nach den russischen Haupthandelsplätzen Nowgorod und Plozk, sondern auch die Vorbilder für den diplomatischen Verkehr (Hansetage) und für die Entwicklung des Geld- und Rechnungswesens. Gleichzeitig entwickelt sich nun in den livländischen Städten infolge des verstärkten Zuges aus Norddeutschland das Niederdeutsche als eigentliche Umgangssprache. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts dringt das Niederdeutsche als Nachfolgerin des Lateinischen in den schriftlichen Verkehr ein; in der Geschäftsführung (Revaler Stadtbücher) wie im auswärtigen Verkehr, vor allem im Bereich hansischer Geltung, besonders nach Rußland hin. Es ist neuerdings (von E. Borchling u. a.) mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieses speziell im hansischen Verkehr ausgebildete Niederdeutsch als erste deutsche Schriftsprache, also noch vor Luthers Bibelübersetzung, gelten muß. In den baltischen Städten hat sich in dieser Zeit ein kräftig ausgeprägtes Niederdeutsch gebildet; kein „kümmerliches Kolonistendeutsch“, wie wohl einst H. v. Treitschke meinte, sondern ein Idiom mit reich entwickeltem Sprachschatz; nicht wenig eigenartige Ausdrücke des nieder-

deutschen Sprachschazes beruhen ausschließlich auf livländischen Quellen. Am deutlichsten ist der Übergang vom Lateinischen zum Niederdeutschen in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts in den Revaler Stadtbüchern wahrzunehmen. Mit der Teilung der einzelnen Ressorts im städtischen Haushalt entstehen neue Arten von Stadtbüchern, in denen dann, trotzdem die Stadtschreiber noch auf lange hinaus Geistliche blieben, der Übergang zum Niederdeutschen vollzogen wird.

Als eine Art Fortsetzung der Reimchronik erscheint das Geschichtswerk des Ordenskaplans Bartholomäus Hoenecke. Es ist im Original nicht erhalten und bekannt geworden nur durch Prosa-Auszüge in anderen Werken (z. B. der später noch zu erwähnenden Chronik Kenners); doch liegen untrügliche Anzeichen dafür vor, daß es ursprünglich in niederdeutschen Versen geschrieben worden ist. Die Chronik reicht etwa von 1315–1348.

Ein eigenartiges, an die geistliche Symbolik und das Lehrgedicht gleichmäßig erinnerndes Werk ist das am Hofe des Bischofs Johann Tysffhusen von Dorpat entstandene „Schachzabelbuch“ des Meisters Stephan (14. Jahrhundert, um 1360), die niederdeutsche Umdichtung des lateinischen Schachgedichtes des Jacob de Cessolis.

V. Lyrische Dichtung des 15. Jahrhunderts.

In dem Maße, als die Ausdehnung hansischen Handelsverkehrs die wirtschaftliche Lage der baltischen Städte hob, begann auch die deutsche Bevölkerung sich zu festigen und ihre bodenständige Bedeutung zu erkennen. Die rauhen Lebensbedingungen ließen ihr nicht viel Zeit zu behaglichem Sichausleben und erst recht nicht zu freiem dichterischen Schaffen. Was sich am ersten regte, war die von der Kirche angeregte geistliche Dichtung. Wie das Schauspiel in Gestalt geistlicher Fastnachtspiele zuerst bescheidene Kräfte zu regen begann (siehe unten), so tritt die lyrische Dichtung im baltischen Gebiet fast ausschließlich als geistliche Lyrik auf. Das

„Klagelied von der heiligen Passion“ aus dem 14. Jahrhundert läßt deutlich erkennen, wie das sehr weltliche Minnelied in seiner Form sogar geistlichen Zwecken nutzbar gemacht wurde. Die zu Ende des Mittelalters auch in Norddeutschland, wie z. B. Lübeck, deutlich sich bemerkbar machende inbrünstige Frömmigkeit gewann Ausdruck in Marienliedern, besonders aber in der Verehrung der heiligen Anna. In Reval erscheint etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein „Mühlenlied“, in dem das Reich Gottes als Wassermühle dargestellt wird. Moses legt den Grund—den unteren Mühlstein—mit dem Alten Bunde, den oberen Stein bildet der Neue Bund. Die vier Ströme des Paradieses liefern das die Mühle treibende Wasser, die vier Kirchenväter und die zwölf Apostel sind die Verwalter der Mühle. Eine Jungfrau (Maria) bringt einen Sack mit Weizen herzu, der von den Evangelisten gemahlen wird. Die Christenheit wird aufgefordert, sich aus dieser Mühle ihr Seelenheil zu erwerben.—Es handelt sich hier um eine poetische Erläuterung der Lehre von der Transsubstantiation in einer den volkstümlichen Begriffen angemessenen Form.

Dem Bestreben, die heilige Schrift dem Verständnis des Volkes näher zu bringen, ist jedenfalls auch eine andere geistliche Dichtung entsprungen, die, etwa derselben Zeit entstammend, in einigen Bruchstücken im Revaler Stadtarchiv vorhanden ist. Man wird in ihr ein nachweislich in ganz Europa sehr weit verbreitetes Werk jener Zeit erkennen dürfen, den „Spiegel der menschlichen Seeligkeit“. Es handelt sich hier um eine Art Paraphrase der Bibel, in der Vorgänge des Alten mit solchen des Neuen Testaments in Parallele gesetzt werden. Kann auch nicht mit absoluter Sicherheit nachgewiesen werden, daß die betreffenden Bruchstücke auf livländischem Boden entstanden sind, so ist doch die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme sehr groß.

VI. Weltliche Lyrik.

Volkslieder, wie sie zum Beispiel das deutsche Volk seit dem späten Mittelalter so reich aus sich selbst hervorbrachte, können im baltischen Gebiet nicht ganz gefehlt haben. Gewiß war im hohen Norden die Sangesfreudigkeit und der Drang zu eigenem Schaffen seltener. Immerhin haben wir Spuren niederdeutscher Volkslieder noch aus dem 14. Jahrhundert für Altlivland bezeugt. Für das 15. Jahrhundert liegt eine nicht unbedeutende Sammlung vor: die „Livländische Handschrift“, so genannt, weil als ihr Schreiber ein „Johannes in Livonia“ bezeichnet wird, vom Jahre 1431, im Besitz der Preuß. Staatsbibliothek. Die sieben Lieder der Handschrift sind Minnelieder, weniger im Sinne des ritterlichen Minnegesangs, als mehr in dem derjenigen bürgerlichen Liebeslieder, wie wir sie aus der „Gesamtabenteuer“ betitelten deutschen Sammlung v. d. Hagens kennen. Es herrscht hier das novellistische Element Boccaccios vor, freilich vermischt mit einem seltsamen lehrhaften Ton, der in zweifelhaften Situationen oft zu recht überraschenden Lösungen führt. In der „Studentenglück“ betitelten Dichtung zum Beispiel steckt eine treue Magd eine Scheune in Brand, um ihre Herrin, die verbotene Liebesbeziehungen zu einem Studenten pflegt, vor Entdeckung durch den Gatten zu schützen. Dies Verfahren wird als vorbildlich gepriesen, und der liebe Gott und die heilige Jungfrau werden inbrünstig angerufen, sie möchten uns am Jüngsten Tage ebenso treu befinden wie jene Frau ihre treue Magd! Andere Stoffe sind französischen oder italienischen Ursprungs; eine der Dichtungen ist eine niederdeutsche Übersetzung eines hochdeutschen Liebesliedes von Bartel Regenbogen. Hier läßt sich die Frage, ob die Sammlung in Livland selbst entstanden ist, nach dem Ausgeführten doch wohl eher im negativen Sinn beantworten. Es sind ausländische Produkte, die ein Reisender, etwa ein Hanseskaufmann oder ein Stadtschreiber, im Westen kennenlernte und für seine Kunstarme

Heimat aufzeichnete. Es wird im wesentlichen derselbe Weg gewesen sein, auf dem die Trifansage in Gestalt einer Holzsulptur in das Revaler Rathhaus Eingang gefunden hat: manches in der lokalen Aufmachung ist vergrößert, verbürgerlicht, das Original aber ist hier wie dort deutlich zu erkennen.

Die „Livländische Handschrift“ ist—wie wir das bei der spärlichen Überlieferung in der Geschichte der livländischen Literatur so oft finden—ein isoliertes Zeugnis. In der Folgezeit findet sich bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts kaum eine Spur jener lyrischen Dichtung, die immerhin als Kunstdichtung nach westeuropäischen Mustern zu bezeichnen ist.

VII. Das 16. Jahrhundert.

Von der Erfindung der Buchdruckerkunst ist das alte Livland verhältnismäßig wenig berührt worden. Die wenigen Bücher, die zu Ende des 15. Jahrhunderts aus Lübeck nach den livländischen Städten gelangten, verblieben wohl in den Händen der Geistlichen und Ratsherren. Spät erst (1632) wurden die ersten Druckereien in Reval und Dorpat eröffnet; aber auch in der Folgezeit beharrte man dabei, wichtige Bücher, wie das Ritterrecht oder Privilegiansammlungen, immer wieder abzuschreiben, anstatt um Drucklegung besorgt zu sein.

In gewisser Beziehung auch dadurch erklärt sich, daß das geistige Schaffen Altlivlands in dieser Periode merklich die Beziehung zum Westen verliert. Was auf eigenem Boden erwächst, das sind nicht mehr die goldenen Äpfel der Hesperiden, sondern anspruchslose Feldfrüchte.

Die Reformation hat in Altlivland überraschend schnell Eingang gefunden. Die Tatsache, daß das Bürgertum der baltischen Städte in Sachen der Religionserneuerung die Initiative ergriff gegen die geistlichen Gewalten und den mit diesen eng vergesellschafteten Adelsstand auf dem flachen Lande, beweist das Wachsen

der Bedeutung dieser Bürgerschaft in den Städten, von denen freilich für unser Gebiet nur die Städte Reval und Dorpat, allenfalls noch Pernau und Narva in Betracht kommen. Dieses neue kulturell wichtigere Element ist politisch voll in Anspruch genommen: es muß für die Wehrfähigkeit der Städte sorgen, für außenpolitische Vertretung—denn die Stellung der wichtigsten Städte ist eine so gut wie autonome—, jetzt, seit Begründung evangelischer Gemeinden (seit 1524), auch soziale Pflichten erfüllen. So bleibt den Mäusen allenfalls der Kultus in den neuen evangelischen Lateinschulen als bescheidene Verehrung vorbehalten.

Wo sich bodenständige geistliche Produktion regt, da ist es meist das Bestreben, reale Verhältnisse in knapper Form bildhaft zu machen. Eine eigenartige Art der Spruchdichtung ist schon aus dem 15. Jahrhundert bezeugt. In den Amtsbüchern der Revaler Großen Kaufmannsgilde und der kaufmännischen Gesellschaft der „Schwarzenhäupter“ haben sich die jährlich für bestimmte Zwecke gewählten „Schaffer“ (Anrichter) mit einigen Verszeilen eingetragen. Es ist meist derbe, nüchterne Lebensweisheit, die in ungefüger Form von Vier- und Zweizeilern in dieser „Schafferpoesie“ zum Ausdruck gebracht wird. In der Reformation klingt aus den Schafferreimen mitunter deutlich das evangelische Bewußtsein, aber auch die Klage über die schweren Zeiten durch.—Eine seltsame Art von Galgenhumor findet zum Beispiel in folgenden Versen seine Ausprägung:

Sparen wir, so sterben wir,
Vertun wir, so verderben wir,
Viel besser ist's, wir vertun und verderben,
Als daß wir sparen und sterben.“

Düstere Resignation ist der Inhalt der folgenden Verse:

„Mensch, gedenke an dein Werden.
Die vieles beginnen, die liegen viele in der Erden.“

Bezeichnend ist auch die Vorliebe für poetische Festlegung der Eigenschaften gewisser geographischer Gebiete, wie zum Beispiel eine strophenartige Aufzählung der besonderen Betätigung der deutschen und livländischen Hansestädte oder die ziemlich lapidare Charakteristik der vier Kreise des alten Estland (nach 1582):

„In Harrien,
Da wohnen die Kargen.
In der Wiek,
Da sind sie riek (reich).
In Bierland
Ist gut Bierland.
In Jerwen,
Da möcht' ich leben und sterben.“

wobei die alten niederdeutschen Reime noch deutlich durchschimmern.

Die im Laufe des 16. Jahrhunderts zunehmende politische Gefährdung von allen Seiten läßt allgemach eine kriegerische Muse erwachen. In der Form von Pasquillen und Spottgedichten werden häufig die politisch Verantwortlichen, der Deutsche Orden, im besonderen sein letzter Meister Gotthard Kettler, der beim Herzog Magnus allmächtige Hofprediger Adam Schrapffer und andere scharf angegriffen. Bei dem Mangel einer einheitlichen straffen Staatsregierung im alten Livland, dem stark ausgebildeten Parteigängertum ist solch ein literarischer Hader leicht begreiflich. Es ist bezeichnend, daß sogar der Humanismus in Altlivland, weit entfernt, einen eigentlichen Gelehrtenstand hervorbringen zu können, wohl unter den Führern der livländischen Reformation vertreten ist—die speziell von Erasmus von Rotterdam abhängig sind—, nicht aber eigentlich eine humanistische Poesie gezeitigt haben. Der einzige dem Humanismus nahestehende „freie Literat“—er bezeichnet sich selbst als Johannes Vorich Hader (d. i. aus Hadamar in Hessen) der nasse Bruder zu Riga in Liffland—

ist in seinen Sittenschilderungen in kunstgerechten lateinischen Hexametern (1554) gleichfalls nur Pasquillant.

Nach dem großen Siege des Ordensmeisters Wolter v. Plettenberg über die Russen 1502 war eine „Schonne Historie“, ein niederdeutscher Bericht über die Schlacht, erschienen, die auf die Gefahr, die vom russischen Osten drohte, schon aufmerksam gemacht hatte. Als die drohende Wolke sich nun 1558 wirklich über Livland entlud, ließ das schwer heimgesuchte Baltensland seine Hilferufe in Europa ertönen. Zur Bedrohung des Abendlandes durch den Türken war die durch den „Muskowiter“ getreten. In Flugblättern gab man Bericht von dem entsetzlichen Wüthen der „Neussen und Tatern“ im unglücklichen Livland, in der Hoffnung, Hilfe vom Römischen Reich zu erhalten, zu dem ideell ja das livländische Ordensland noch gehörte. Die Hilferufe verhallten ungehört. Für die zweite Hälfte des Jahrhunderts war Krieg die Lösung des verarmten und verheerten Livland. Ein erschütterndes Klagelied aus dieser Zeit des Schreckens ist der „Livländische Totengesang“, der 1584 aufgezeichnet worden ist. Die Stimmen der Abgeschiedenen ertönen in der von dem Russen zerstörten Kirche zu Rositten (heute Litauen) und verkünden das Herannahen des Jüngsten Tages. Eine sehr ausführliche Schilderung jener Zeit der Verwüstung finden wir in dem „Christlich Gespräch“ des Predigers Timan Brakel, den die Stürme der Kriegszeit aus Dorpat in russische Gefangenschaft entführt hatten. Er ist nach mehrjähriger russischer Gefangenschaft befreit worden, dann Geistlicher in Osel gewesen, durch die Kriegsstürme aber auch von hier vertrieben worden, hat sich in Lüneburg und Westfalen aufgehalten und endlich in Antwerpen nach langem Wanderleben eine Zuflucht gefunden. Hier hat er auch sein „Christlich Gespräch“ nach längerer Arbeit zum Abschluß gebracht. Sein Lebensabend führte ihn wieder in die Heimat, nach Riga, wo er 1602 gestorben ist.

Ein ganz eigenartiges Beispiel literarischer Behandlung von für die Stadtgeschichte wichtigen Ereignissen findet sich zu Ende des

16. Jahrhunderts in Reval. 1392 wurde zwischen den Nowgoroder Russen und den Hansestädten eine Vereinbarung geschlossen (nach dem Vertreter Lübecks der „Niebur“-Friede genannt), die bis zur Schließung des St. Peterhofs in Nowgorod 1494 in Kraft verblieb und von wesentlicher Bedeutung für den Handel Revals war. Es zeugt von der Anteilnahme des Volksbewußtseins an diesem Ereignis, daß es noch nach fast 200 Jahren eine Erwähnung, und zwar in dichterischer Form, gefunden hat. Im Revaler Ratsprotokoll von 1571 findet sich nämlich das folgende poetische Erzeugnis:

„De Russen deden deme copmanne vnrecht vndt nodt,
 So dat men de Handlung mith ehn vorbodt,
 By Linc und by Gude, dat is warlyken war,
 Dat bot¹⁾ stundt woll dre ganke Jahr.
 Do boden de Russen lyt vnd begehreden Frede,
 Dat wordt geworffen an de menen stede²⁾.
 Der thede boden wardt tho Liffland sandt
 Und togen vort in der Russen Landt.
 Mit ehn thogen boden der Lyfflendischen Stede
 Vnd maketen tho Nowgarden enen Frede.
 De ehrliken boden, de dith bedrefen,
 Stan by nahmen hyr na beschrefen:
 Van Guhlande Her Henrich van Blandes, Her Godeke Kur,
 Her Tideman Nienbrügge was de Rigesche Bode,
 Van Dorpte Her Herman Kegeler, Her Wynoldt Elincrode,
 Her Gert Witte was von Revele gesant,
 To Mitfasten quemen se wedder van Ruslandt
 Do opende men de Reisse wedder
 De thoforme was geleget nedder.
 Do was na Godes borth das Datum,
 Dat inholt dit wordt: vixciculuxcum.

1) Verbot. 2) Hansestädte.

Kanstu des wordes nicht vorsinnen,
 So machstu eth vorth aldaß beginnen:
 De mate van der Huwen,
 Negen vote van der duwen,
 De Megde kryschen twe,
 Der hoffiserne dre.
 Dat is dat sulve Datum,
 Dat inne holt vixciculuxcum.“

Zur Erläuterung der letzten Zeilen sei bemerkt, daß das „Hauben-
 maß“, d. h. wohl das Muster der damaligen „Schnebbenhaube“,
 dem römischen Zahlzeichen M in seiner gerundeten Form (M) eini-
 germaßen entspricht; die neun „Taubenfüße“ würden neunmal
 $X = 90$ entsprechen, das „Mägdegekreisch“ (J) dem I und die
 „Hufeisen“ dem Zahlzeichen für $100 = C$, was zusammen die
 Zahl 1392 ergibt, ebenso wie die als Zahlzeichen gelesenen
 Buchstaben des Wortes vixciculuxcum ($m = 1000$, $ccc = 300$,
 $lxx = 70$, $vvvv = 20$, $ii = 2$).

Daß die Geschichtschreibung angesichts solcher Ereignisse zu
 neuer Tätigkeit sich berufen fühlte, ist selbstverständlich. Derselbe
 Salomon Henning, Sekretär des letzten Ordensmeisters und
 ersten Herzogs von Kurland Gotthard Kettler, der eine Flug-
 schrift über die russischen Greuel um 1560 veröffentlichte, hat eine
 „Liff- und Ehurländische Chronika“ geschrieben (gedruckt nach
 seinem Tode 1520 erschienen), die sich indessen auf die Ereig-
 nisse der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beschränkt und als
 richtige Diplomatenchronik sich auf Angaben politischen und mili-
 täratischen Charakters beschränkt. Die eigentliche Chronik dieser Zeit
 aber und zugleich die weitaus wertvollste und eigenartigste literari-
 sche Leistung Altliivolands ist die „Chronika der Provinz Liff-
 land“ des Predigers an der Revaler Heiligen-Geist-Kirche Val-
 tasar Ruffow.

Es ist dies das letzte niederdeutsche Werk größeren Stils überhaupt, das im alten Livland entstanden ist, und die erste gedruckte baltische Chronik. Mit Recht hat man sie mit dem Werke Heinrichs von Lettland verglichen: hier wie dort gibt es wirklich anschauliche Schilderungen von den Ereignissen im baltischen Lande. Für die älteste Zeit von der „Aufsegelung“ Livlands an benutzt Ruffow die ihm zugänglichen Überlieferungen; für die Zeit von etwa 1530 an ist er Augenzeuge der Ereignisse gewesen. Daß seine Chronik gedruckt werden konnte (zu Rostock 1578, zu Barth in Pommern 1583), beweist das ihr in breiten Kreisen entgegengebrachte Interesse; daß es keine baltische Druckerei sein konnte, die die Drucklegung übernahm, — den geringen Wagemut und auch wohl die beschränkte Leistungsfähigkeit der damaligen baltischen Drucker.

Der Geistliche in Ruffow hat freilich eine Tendenz: das üppige Leben der Bauern wie der Herren im alten Livland zu verdammen und das Strafgericht Gottes in den großen Ruffen- und anderen Kriegen aufzuzeigen; andererseits ist der Politiker in ihm Parteigänger der schwedischen Regierung. Aber seine Schilderungen ländlichen wie städtischen Lebens beruhen auf eigener gründlicher Kenntnis der Zustände, und von zeitgenössischen Quellen durfte er dank seiner Beziehungen zu den Maßgebenden, vor allem in Reval, die verlässlichsten benutzen; so führt das Werk Ruffows aus dem Mittelalter in die neue Zeit.

Es hat an erbitterten Gegenschriften gegen Ruffows Chronik nicht gefehlt, vor allem seitens der Vertreter des Adelsstandes. Aber ihr Wert als historisches Zeugnis ist dadurch im wesentlichen nicht beeinträchtigt worden. Durch Ruffow wurde das Fundament für weitere ähnliche Werke gelegt, für die Geschichtswerke des Thomas Hiärne, Moritz Brandis und vor allem Christian Kelch, die in das Ende der schwedischen Zeit in Estland fallen, etwa bis zur Wende des 17. zum 18. Jahrhundert. Die Chronik Ruffows ist das einzige ältere Geschichtswerk, das auch ins Estnische übertragen worden ist.

★

Die Reformation brachte auch dem nordöstlichen Vorposten deutschen Wesens das evangelische Kirchenlied. Der Rigaer Reformator Andreas Knopfen bearbeitete Psalmen als evangelische Kirchenlieder. Von Wilhelm von Fürstenberg, dem vorletzten livländischen Ordensmeister, besitzen wir das schöne geistliche Lied: „Ach Gott wilt my erhören“. Burkhard Waldis, von dessen dramatischer Parabel vom „Verlorenen Sohn“ später die Rede sein soll, dichtete geistliche Lieder. Er ist aber auch noch als Vertreter einer weltlichen Dichtungsart zu nennen: der Fabel. Sein „Esopus“ bildet eine Sammlung von beschaulichen Tierfabeln, mitunter an Hans Sachs gemahnend, mit dem Waldis auch das gemein hat, daß er als Handwerker—Zinngießer—die Dichtkunst etwa in der Art der deutschen Meistersinger als Nebenberuf betrieb.

VIII. Dramatische Literatur.

15
Zum Jahre 1206 wird berichtet, daß in Riga zur Fastenzeit geistliche Schauspiele aufgeführt wurden. Da der Text den livischen Hörern durch Dolmetscher erklärt wurde, muß es sich um lateinische kirchliche Spiele, also in der Art der Mysterien, gehandelt haben. Als die Taten Gideons in Scheinkämpfen vorgeführt wurden, flüchteten die eingeborenen Zuschauer in der Furcht, erschlagen zu werden.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts ist vereinzelt die Rede davon, daß auf dem Revaler Rathhaus Fastnachtsspiele stattfanden, und zwar von fahrenden Komödianten. (Kämmereibuch Reval verzeichnet zu den Ausgaben des Jahres 1372: „Item 4 verdinge den gerenden [= Bettelkomödianten], de dar speleden to dem vastel-avende [= Fastnacht] up deme rathus.“) Das Revaler Stadtarchiv hat auch ein richtiges Fastnachtsspiel aufbewahrt: das „Glücksrad“, das in einem Briefentwurf von 1430 textlich festgehalten ist, in dieser Form freilich keine rechte Anschauung von seiner dramatischen Verwendbarkeit bietet.—Daß der Stoff des

berühmten „Totentanzes“ in der Antoniuskapelle der Revaler Nicolaikirche auch in der Form eines geistlichen Spiels seine Wirkungen erzielt hat, ist schon lange, bevor die Haas-Berkow-Truppe und andere uns in jüngster Vergangenheit von der dramatischen Verwendbarkeit des Stoffes überzeugt haben, vermutet worden.

Die Reformationszeit bringt zunächst das Wiederaufleben der lateinischen Schulkomödien. In Reval war der Luther nahe stehende Joachim Walter der Begründer der neuen Lateinschule geworden; seine Gymnasiasten begaben sich mitunter auch auf das Rathaus und „rimeden“, d. h. führten kleinere Schauspiele auf unter Leitung ihrer Lehrer. Gehörten diese Dramen dem altklassischen Kreise an, so fand nun die Reformation ihren eigensten Ausdruck in dem geistlichen Spiel „Vom verlorenen Sohn“, in dem Burkard Waldis, der sich der neuen Lehre zugewandt hatte, den evangelischen Standpunkt mit voller Deutlichkeit vertritt. Das Spiel wurde am 17. Februar 1527 in Riga aufgeführt, vermutlich unter Waldis' eigener Regie; es erschien noch im selben Jahre in Rostock gedruckt, nebst einem Anhang von geistlichen Liedern. Schule gemacht hat dieser Versuch des Waldis nicht. Es ist augenscheinlich eine längere Pause in der dramatischen Produktion eingetreten; auch von der Reproduktion verlautet nichts in den Quellen.

Eine Art von Wandertruppe erscheint erst wieder in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. 1630 petitioniert ein Jakob Wigant mit seiner Truppe beim Rat um Genehmigung zur Aufführung eines kleinen dramatischen Repertoires. Es handelt sich hier um ähnliche Truppen, wie sie in Deutschland als englische Komödianten, später auch hochdeutsche, bekannt geworden sind. Durch den großen Krieg aus Deutschland vertrieben, hatten sie sich nach Dänemark gewandt und waren von dort aus nach Reval gelangt; ähnlich den Schauspielern „hochdeutscher“ Truppen in kleinen niederdeutschen Städten, etwa Schleswigs, sind sie bald wieder weitergezogen. Erscheinungen wie das deutsche Nationaltheater in

Hamburg waren im baltischen Lande noch nicht möglich. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts entstand in Reval der erste Tempel Thaliens.

IX. Das 17. Jahrhundert.

Seit dem Zusammenbruch des alten Ordensstaates 1560 führten die einzelnen Gebiete Altliwlands ein Provinzialdasein als Bestandteile fremder Staaten. Was sie dennoch zu einem gemeinsamen Ganzen verband, war das ihnen auch von den fremden Monarchen zugestandene deutsche Sonderwesen in Sprache, Kirche und Selbstverwaltung. Dieser Boden war für selbständige literarische Produktion an sich nicht fruchtbar genug; immerhin konnte er manches wertvolle Gewächs liefern, wenn der Kulturdünger in Gestalt der Anregung vom deutschen Mutterlande her nicht fehlte.

Eine solche äußere Anregung ist von der schwedischen Universität Dorpat aus, die von Gustav Adolf 1631 begründet wurde, nicht ausgegangen; ihr deutlich ausgesprochener Zweck war Heranbildung schwedischer Beamter in Livland und Estland. Viel erfolgreicher waren in dieser Beziehung die Bestrebungen des Merkantilismus des 17. Jahrhunderts, Handelsbeziehungen mit außereuropäischen Staaten anzuknüpfen. Die Legation, die ein Herzog von Holstein um 1635 ausandte, um mit Persien in dauernde Verbindung zu treten, nahm ihren Weg über Estland; einzelne Glieder dieser Delegation wurden durch Schiffbruch in Estland festgehalten und verblieben mehrere Jahre in Reval, wo sie gastlich aufgenommen wurden. So Adam Olearius, der der Schwiegersohn eines Revaler Ratsherrn wurde; seine „Neue Orientalische Reisebeschreibung“, das erste moderne Reisewerk, gibt auch recht anschauliche Schilderungen von dem Leben in Estland.

Insbesondere für die schöne Literatur brachte jene Gesandtschaft noch eine besonders wertvolle Anregung. Der Legation gehörte als „Hofjunkfer“ auch Paul Fleming an. 1635 und 1639 weilte er längere Zeit in Reval; er beabsichtigte, nach Absolvierung des

medizinischen Studiums in Leyden, sich in Reval als „Physicus“ niederzulassen. Der Plan scheiterte: Fleming erkrankte auf der Rückreise nach Reval und starb 1640, noch in der Blüte der Jahre.—Vor Antritt seiner großen Reise hatte er das geistliche Lied „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten“ gedichtet. Sein unfreiwilliger Aufenthalt in Reval gab seiner Muse neue Nahrung. Es ist bekannt, wie die zweite schlesische Schule in breiter Malerei, in Schwulst und mythologischem Kleinram zu ersticken drohte; aber ebenso bekannt ist es auch, daß dem hervorragendsten Vertreter Fleming bei aller Weitschweifigkeit doch der offene Blick für Wesenhaftes nicht abgegangen ist. Im baltischen Lande fesselte ihn zuerst die baltische Gastlichkeit. Er hatte oft Gelegenheit, den engen Zusammenhalt der baltischen Deutschen in Stadt und Land kennen und schätzen zu lernen, wobei ihm Olearius behilflich war, der ja auch nach Flemings Tode dessen dichterische Werke herausgegeben hat. In Reval trat Fleming in nähere Beziehungen zum dortigen Kaufmann Niehusen, mit dessen Tochter Elfsabe er sich verlobte. Damals besang er die baltischen „Basillen“, „Sirenen“, „Silenen“—Umbildungen des Namens der Geliebten—, aber auch „den Steinbruch zu Reval“ („Du Zaum des frechen Belts“). Die weitausgedehnten altlivländischen Hochzeiten („Kösten“) und die mit ihnen verbundenen landesüblichen Gebräuche besang er in der behaglich weit ausmalenden „Livländischen Schneegräfin“, kulturgeschichtlich eine ebenso anschauliche Schilderung wie das Reisebuch des Olearius mit seinen primitiven Illustrationen. Der Fremde aus Deutschland hat sich wohl gefühlt in der damaligen deutschen Gesellschaft des alten Livland, in dem „die Herren Ministerii, Gymnasii und Curiae“ (Geistliche, Lehrer, Ratsherren, also die Vertreter des Literatenstandes) ein so gutes „commercium“ untereinander hielten.—Es ist zum Teil Gelegenheitsdichtung bester Art, die Fleming hier bietet. Seine überragende dichterische Kraft ist leider den vielen, die jetzt diese Dichtungsgattung auf livländischem Boden weiterkultiviert haben,

versagt gewesen. Geistlose Philisterei und Anzüglichkeiten plattester Art überwucherten stark, je mehr diese Dichtung gepflegt wurde. Ein ganz vereinzelter Versuch, die Sprache des Landvolkes dichterisch zu verwerten, findet sich in einem Gedicht des Professors am Kevaler Gymnasium Rainer Brockmann:

Andre mögen andres treiben:
Ich hab' wollen estnisch schreiben.
Estnisch redet man im Lande,
Estnisch redet man am Strande,
Estnisch red't man in den Mauern,
Estnisch reden auch die Bauern,
Estnisch reden Edelleute,
Die Gelehrten gleichfalls heute.
Estnisch reden auch die Damen,
Estnisch, die aus Deutschland kamen.
Estnisch reden Jung' und Alte:
Sieh, was man vom Estnisch halte!
Estnisch man in Kirchen höret,
Da Gott selber Estnisch lehret;
Auch die klugen Pierinnen (Musen)
Jetzt das Estnisch lieb gewinnen.
Ich hab' wollen Estnisch treiben,
Andre mögen andres treiben!

Seltam genug nimmt sich dieser Dithyrambus aus angesichts der Tatsache, daß damals tatsächlich ein estnisches Schrifttum schlechterdings nicht vorhanden war; Fleming kommt den Tatsachen näher, wenn er in jener „Schneegräfin“ vom „Undutschen“ (Estnischen) sagt: „... das ich noch nicht versteh' und auch kein Gott nicht kann“.

★

Die Geschichtschreibung des 17. Jahrhunderts hat in mehreren größeren Werken ihren Ausdruck gefunden: der kompilatorischen, zum Teil auf Heinrich von Lettland zurückgehenden Chronik des Ritterschäftssekretärs in Reval Moritz Brandis, einer auf eigenen Materialsammlungen beruhenden „Est-, Lf- und Lettländischen Geschichte“ des aus Karelien stammenden Thomas Hiärne, der auf der schwedischen Universität Dorpat studiert hat († 1676), endlich der Chronik des Revaler Pastors Christian Kelch († 1710), die 1695 im Druck erschien, und deren „Kontinuation“ bis 1700 aber erst 1775 (von J. Loffius) herausgegeben wurde.

Als dichterischer Schilderer seiner Zeit sei hier Joachim Rachel, aus Ditmarschen gebürtig, genannt, der gleichfalls an der schwedischen Universität Dorpat studierte und Hofmeister (Erzieher) in Livland war. Seine niederdeutsch geschriebenen Satiren eifern gegen das Fremde, „Alamodische“. Die meisten der genannten Namen gehören, vor allem natürlich Fleming, in den Kreis der zweiten schlesischen Schule. Ihr ist auch der einzige Dramatiker zuzuweisen, der in jener Zeit nachweislich Bedeutung für das baltische Land gewonnen hat: Johann Rist, dessen „Friedwünschendes Teutschland“ 1666 in Reval durch die Truppe des „Tanzmeisters“(!) Heinrich Moos zur Aufführung gebracht worden ist. Auch hier handelt es sich um einen Protest gegen die fremden Herren, die nach dem großen Kriege in Deutschland zu schalten und walten liebten.—

In der Zeit, als das Niederdeutsche im Baltikum allmählich die Bedeutung als Umgangssprache der deutschen Balten verliert und von Kanzel und Gerichtssaal verdrängt ist, findet sich noch einmal ein niederdeutsches Schriftwerk, und zwar ein derbes politisches Pamphlet aus der Zeit, da die schwedische Güterreduktion in den baltischen Landen den erbittertsten Widerstand hervorrief. Gustav von Mengden stand mitten im öffentlichen Leben; er war Großgrundbesitzer in Livland, Freiherr von Altenwoga, Erbherr auf

Jösel, Lappier, Sinoblen, Kussen, Zarnikau, Abgnust, Lubeu, Golgowsky und Weisenhof, schwedischer Generalmajor, ältester livländischer Landrat und Oberster der livländischen Adelsfahne. Am 17. April 1625 geboren, hat er, der am 16. Dezember 1688 gestorben ist, die Güterreduktion in ihrer ganzen Schärfe für Livland noch erlebt. Ein aufrichtiger, gläubiger Christ, hat er mehrere Druckwerke geistlichen Inhalts erscheinen lassen („Der verfolgte errettete und lobsingende David, das ist: Alle Psalmen Davids in Reimen gefasset und auff denen bey der evangelischen Kirchen gebräuchlichen Melodeyen eingerichtet durch einen Christen, der sich in seinem Pathmo an Gott Ver Miethet.“ Riga 1686; „Sonntages Gedanken eines Christen, so sich an Gott Ver Miethet.“ Riga 1686). Seine politischen Schriften hat er zu Lebzeiten nicht erscheinen lassen. Zu ihnen ist auch jenes Pasquill zu zählen, das uns handschriftlich als „Die fief Düwelskinder“ überliefert ist und von Grotthus („Baltisches Dichterbuch“) partienweise mitgeteilt wird. Es handelt sich um eine beißende Kritik der schwedischen Kommission, die mit der Durchführung der Reduktion in Livland betraut worden war, und deren fünf Glieder Lovesien, Wallerstät, Güldenborg, Okermark und Zenger hießen. Es ist bemerkenswert, daß Mengden die Maßnahme der Reduktion als ein schweres Unglück nicht etwa speziell für Livland, sondern in erster Linie für Schweden selbst ansieht. Als Probe seien hier die ersten Verse mitgeteilt:

„Fief Düwelskinder syn bescheden
 Zo Roof un Armot aller Schweden.
 Olde Vater, lewe Gott,
 Watt is dat für eine Kott,
 Dhe heer mit tho Kerke geit,
 Dhe heer alle Dinge deit,
 Dhe dat Krumme maket recht,
 Groter Herren Spadenknecht;

Dhe de Schlötter umme kehrt,
 Dhe den Dreck tom Höchsten ehrt,
 Dhe den Armen unterdrückt,
 Dhe den Rieken heßlich plückt,
 Dhe der Wedwen Brod upett,
 Dhe sich bawenan gesett,
 Dhe mit Brillen immer geit,
 Dhe se op de Näsen dreit;
 Dhe veel Dufend to sich schrappt,
 Dhe na grote Gaven gaapt,
 Dhe den König maket blind,
 Dhe doch gnädig is gesinnt.

Als Ausdruck der Stimmung, die unter dem Druck der Reduktion allmählich in Livland herrschend wurde und schließlich von Patkul zu der Bündnispolitik ausgewertet wurde, die den Nordischen Krieg im Gefolge hatte, ist das Zeitgedicht Mengdens durchaus von Bedeutung: es ist Poesie „ab irato“.

★

Die Ereignisse der livländischen Geschichte bestimmen uns, den Abschluß der ältesten Periode livländischer Literaturgeschichte mit dem Übergang von der schwedischen zur russischen Herrschaft im Lande zusammenfallen zu lassen. Das Jahr 1710 bildet die Grenzscheide in dieser Beziehung. Trotzdem müssen wir uns hier noch mit einer dichterischen Persönlichkeit befassen, deren Leben und Wirken zum Teil jene Grenze überschreitet.

Johann (von) Besser, zu Frauenburg in Kurland als Sohn eines Geistlichen 1654 geboren, studierte in Königsberg Theologie und wurde dort Magister. Er begab sich als „Hofmeister“ mit einem jungen Baron Maydell aus Kurland auf Reisen. Als dieser in Leipzig einem Duell zum Opfer fiel, sah sich Besser veranlaßt, seinem theologischen Beruf zu entsagen. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und begab sich 1680 nach Berlin, um in den diplo-

matifchen Dienst beim Kurfürsten von Brandenburg einzutreten. Er avancierte schnell, wurde 1681 zum wirklichen Legationsrat ernannt und begab sich, nachdem er sich mit der schönen und vermögenden Leipzigerin Katharina Elisabeth Kühlewein vermählt hatte, 1684 als kurfürstlich brandenburgischer Resident nach London mit einem Auftrage, den er erfolgreich erledigt zu haben scheint. Seitdem er 1687 zum Regierungsrat im Herzogtum Magdeburg ernannt worden war, scheint er sich vor allem als Autorität auf dem Gebiet des Hofzeremonials entwickelt zu haben. 1690 war er bei der Erbhuldigung in Königsberg nach dem Regierungsantritt Friedrichs III. Zeremonienmeister; damals wurde er in den Adelsstand erhoben. Nach weiteren diplomatischen Aufträgen, die ihn in die Niederlande führten, leitete er bei der Gründung der Universität Halle 1694 das Zeremoniell, wirkte in gleicher Weise beim Empfang Peters des Großen in Königsberg 1697. Der Gipfelpunkt seiner Tätigkeit war die Königskrönung Friedrichs I. 1701; damals wurde er Oberzeremonienmeister und Geheimrat, im folgenden Jahre Zeremonienmeister des neu begründeten Schwarzen Adlerordens.—Seine Karriere am preussischen Hof erreichte ihr jähes Ende mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., der in seiner bekannten Sparsamkeit alle „Hoffschranzen“ kurzerhand entließ. Besser wandte sich, nachdem er eine Zeit arger Bedrängnis gehabt, nach Dresden, wo es ihm gelang, im Dienste Augusts II. in leitenden Hofämtern tätig zu sein. Hier ist er auch am 10. Februar 1729 gestorben. Seinen Zeitgenossen und der Nachwelt galt er als unvergleichlicher Kenner des Hofzeremonials und Besitzer der reichhaltigsten Bibliothek dieses Gebietes.

Auch unter seinen Werken nehmen die Beschreibungen großer und zeremoniöser Staatsaktionen einen nicht unbedeutenden Platz ein. Eine „Beschreibung von Einweihung der hohen Schule zu Halle“, 1694, wurde ins Französische übersetzt; die „Preussische Krönungsgeschichte“, 1702, erschien 1712 in großem Format mit

Kupfern. Seine gesammelten Werke erschienen zuerst 1711 zu Leipzig unter dem Titel „Des Herrn von Bessers Schriften, beides in gebundener und ungebundener Rede, so viel man deren theils aus ihrem ehemaligen Drucke, theils auch aus guter Freunde schriftlichen Communication zusammenbringen können“. Das Werk erschien dann noch einmal nach Bessers Tode von Joh. Ulr. König neu herausgegeben.—Hier finden sich auch seine zahlreichen Carmina, die unter Umständen nicht schlecht bezahlt wurden. Auch Besser also ist im Grunde unter die Gelegenheitsdichter zu zählen, und seine dichterische Bedeutung ist gewiß nicht groß. Seine kleinen „galanten“ Dichtungen, wie die von Grotthuß wiedergegebenen „Wider das Frauenzimmer“ und die Strophe auf den Tod seiner Gattin, sind im Zeitgeschmack, geziert und tändelnd, ein kümmerliches Pflänzlein, auf höfischem Boden erwachsen.



Der Nordische Krieg (1710–1721) wird für das baltische Land Schicksal. Estland und Livland gehen aus schwedischem Besitz in russischen über, während Kurland seine bedingte Selbständigkeit, unter polnischer Oberhoheit, noch bis 1795 bewahrt.

Die russische Zeit.

Die nachpetrinische Zeit.

(1725—1762.)

Die nachpetrinische Zeit hat von russischer Herrschaft wenig genug verspürt. Das Land, um das sich die hohen Herrschaften bisher gerissen hatten, verfiel plötzlich in tiefstes Unbeachtetsein. Der Lärm um die Wohnungen am baltischen Meer wich völliger Stille, und die ewig offenen Türen schlossen sich, auch nach Rußland zu. Der Korridor zwischen Ost- und Westeuropa ward zum Saßzimmer.

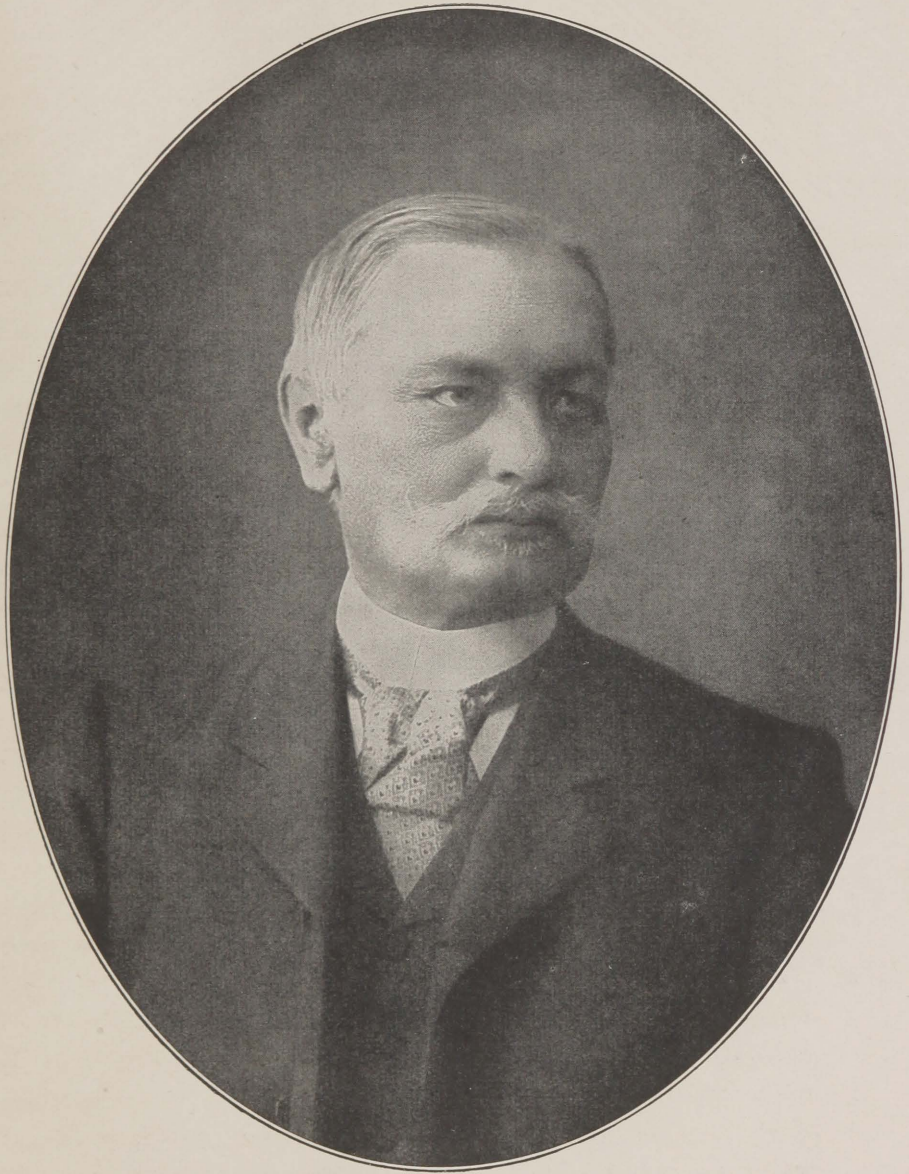
Sich selbst und der Stille überlassen, fanden die Provinzen endlich den Augenblick—etwas zu werden. Hier beginnt nun jener denkwürdige Prozeß, an dessen Ende wir Heutigen stehen: Es entsteht der „baltische“ Mensch und eine baltische Eigenkultur. Es gab „Livländer“ im alten Ordensstaat, aber man suchte nach den Zügen, die einen Livländer von einem Reichsdeutschen unterschieden, man suchte nach der „livländischen“ Sitte, nach den „livländischen“ Werken der Kultur. Eine altlivländische Kultur gibt es nicht, was auf unserem Boden erwuchs, war das Werk ein- und abwandernder Meister und Gesellen. Und wie die Meister des Handwerks, so kamen auch die Meister des Waffenwerks und gingen. Der Adel—das Häuflein wundervoller Abenteuerer auf wald- und sumpfummauerten Forts—und die Bürgerschaften der paar Handelsemporen—sie hatten keine wesentlich andere Physiognomie als ihre Stammesbrüder daheim. Zur Polen- und Schwedenzeit gab es Est-, Liv- und Kurländer, es gab einen Adel, der seine gelichteten Reihen durch Schwedenblut auffrischte, es gab Städte, die statt nach dem Reich ihre Schiffe nach Stockholm auslaufen ließen,—aber es gab keine „Balten“, wie es denn auch keine spezifisch baltische Kultur gab. Der baltische Mensch ist ein Produkt der Russenzeit: Er wurde in den Wehen des Nordischen Krieges geboren, er erwachte unter Katharina II. und fand sich

unter Alexander I. Er erlebte seine höchste Spannkraft, die Kulmination seines Daseins, unter Alexander II., und er lebte und wirkte einen tragischen Spätsommer unter Nikolai II. Was wir heute an baltischer Tradition besitzen, ist gerade nur 200 Jahre alt. Alles übrige sind teure Reliquien, aber keine lebendigen Traditionen. Diese rissen im Nordischen Kriege. Aber noch ragen von jenseits der Pest von 1711 die herrlichen Kirchen, die stolzen Ruinen zu uns herüber—Monumente von Vorfahren, deren Nachkommen die Heutigen nur in verschwindendem Maße sind.

Man kann sich keine günstigeren Umstände für eine Selbstbesinnung denken, als sie der Generation zwischen Peter I. und Katharina II. geboten wurden. Doch vermissen wir die Anzeichen eines stark aufwärts strebenden Lebens. Zu tief hatten die Väter gelitten und die Söhne an Erbe verloren. Wenn je mit allem Allen ausgeräumt wurde, so hatte das Scheremetjeff getan. Die kleinen Städte existierten der Mehrzahl nach nicht mehr. Kirchen, Pfarren, Schulen, Schlösser, Dörfer lagen in Trümmern. Die Pest von 1711 hatte Einöden von furchtbaren Ausmaßen gesät. Das Landvolk gruppierte sich völlig um: Die meisten Gesindennamen stammen aus nachpetrinischer Zeit, als neue Wirte in neue Heimstätten wanderten.

Der Edelmann war zum Bauern geworden. Aus Viktor Hehns Feder stammt eine Schilderung von dem Leben dieser Generation, die nicht nur auf die 20er, sondern auch auf die 30er und 40er Jahre paßt:

„Zu Hause wohnte die adlige Familie nach bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte der Krieg niedergebrannt, die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen leinenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten: nur bei hohen Festlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das



Theodor Hermann Pantenius

daher lange vorhielt. Ausfahrten machte die Familie im Bauernwagen, wo sich's auf dem Heu nicht unbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Hippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. . . Bei den Landpfarrern, auf den sogenannten Pastoraten, war das Leben ein ähnliches, nur in kleinerem Stil."

Dieser verarmte Adel, dessen Angehörige noch in den 20er Jahren mit „Bettelbriefen“ herumzogen, den Kohlgarten bestellten und mit den gemeinen Soldaten aus einer Schüssel aßen — wie das von Friedrichs II. Gegner, dem Feldmarschall Laudon, erzählt wird! —, dieser Adel, der nur in Ausnahmefällen es sich gestatten konnte, seine Söhne auf die „Akademie“ zu schicken, dem ein ausländischer Hofmeister fast ein Luxusartikel war — er schloß sich nun in einer Matrikel zusammen: 1737 der livländische, 1743 der estländische. Ein Schritt von symptomatischer Bedeutung. Wurde doch erst hierdurch die Grenze für eine spezifisch baltische, aller Fluktuation abholde Ritterschaft gezogen, einer der wesentlichsten Charakterzüge in das sich bildende Gesicht des Baltentums geprägt.

Es lag an der Zeit, daß alles Form, und zwar eine aristokratische, annahm. Wie im 17. Jahrhundert die Opise zu Boberfelden, die Hoffmanns zu Hoffmannswaldbaus wurden, so ließen sich im 18. Jahrhundert die Goethe und Schiller Stern und Köffel ins Wappen setzen und kamen damit den letzten Forderungen abendländischer Hochkultur nach. Das war zur Schwedenzeit noch anders gewesen. Jetzt erst wurde nachgeholt, was das Volkskönigtum der Wasa retardiert hatte: die Provinzen veradelten trotz all ihrer Armut! Jetzt erst löste sich der so bäuerlich lebende Adel vom Bürgertum, trennte sich (zum Schluß des 18. Jahrhunderts) der „Literat“ vom Kaufmann, empfand der Indigene die Kluft, die ihn vom deutschen Herrenstande trennte, bewußt. Die strenge Scheidung der Stände, einer der markantesten Charakterzüge des Baltentums, sie entstand in russischer, in nachpetrinischer Zeit,

und sie bestand nicht in der schwedischen Zeit. Riga kämpft einen erbitterten Kampf gegen die politische Alleinherrschaft des Adels, der in Petersburg durch Vertreter die Geschicke des gesamten Landes bestimmen läßt, und es steht allein da, denn die kleinen Städte sind vielfach nur Dependenz adliger Schlösser geworden (Fellin, Wenden). Wenn irgendwo ein Fürst der Barock- und Rokokozeit absolute Macht besaß, so waren es die Ritterschaften der Provinzen.

Die Landpfarrer der nachpetrinischen Zeit muß man sich als eine recht gemischte Gesellschaft vorstellen. Jahrzehnte nach dem großen Kriege standen noch Pfarren unbesezt, fuhren Geistliche fünf Kirchspiele, statt eines eigenen, ab. Daß es manchen Trunkenbold und Bauernschinder unter ihnen gab, war noch nicht verwunderlich geworden, peinlicher war es, daß nicht jeder die Landessprache verstand, in der er zu seinen Bauern sprechen sollte. Eine kirchliche Zentralisation und Kontrolle fehlte, wiewohl sie sich schon anbahnte, und so standen jeder separatistischen Bestrebung innerhalb der Kirche Tür und Tor offen.

Als Pietismus und Herrnhutertum drangen sie in die schlecht und recht dahinlebende Orthodoxie ein, von Hofmeistern und Sendlingen des 1722 gegründeten Herrnhut herzugetragen. Schon 1726 kamen mehrere Freunde der herrnhutischen Sache nach Dsel und fanden in den Familien der Sacken, Lode, Ekesparre u. a. begeistertes Entgegenkommen. 1729 kam, durch Pastor Grüner herbeigerufen, der vielgepriesene Zimmermann Christian David nach Kremon, und schon nach wenigen Jahren zählten im mittleren Livland die „Brüder“ nach Hunderten und Tausenden. 1736 erschien Zinzendorf selbst, man wurde auf die schnell im Schoße der Kirche emporgewachsene Macht aufmerksam. Des Grafen Reise glich einem Triumphzug. Er riß Adel und Geistlichkeit hin, hielt großartige Vorträge in Riga und predigte zu Reval im Dom und in St. Olai. Die „mährische Sache“ wurde Mode. Ein Jahr später, im selben Jahre, als der livländische Adel sich in der

Matrikel zusammenschloß, begründeten Brüder das erste lettische Volksschullehrerseminar (1737). Wer Symptome sieht, wird hier den Auftakt zu einem Kampf erblicken, der 1920 mit dem Siege der Nachkommen jener ersten, von mährischen Brüdern geschulten, lettischen Volksschullehrer endete. Nach Zinzendorfs Besuch kamen die herrnhutischen Handwerker in gleich starken Scharen wie die meist pietistisch gefärbten Hofmeistertheologen ins Land geströmt. Bis in die 40er Jahre hinein entfalteten sich die Brüder ungehindert, bis 1743 auf Betreiben der lutherischen orthodoxen Geistlichkeit ein kaiserlicher Befehl ihre Zusammenkünfte verbot. Es begann ihre Verfolgung. Das Landvolk war tief erbittert, im Adel bemerkte man starken Unwillen, die Geistlichkeit war zum Teil befriedigt. Das Bürgertum blieb kühl, es hatte sich nie aus Herrnhut etwas gemacht.

Was das sanfte Herrnhut unternommen hatte, war nur die Exposition zu den Revolutionen von 1905 und 1917/20. Kein Schwedenkönig über freie Bauern konnte das bewirken, was der Graf Zinzendorf, ein milder Erwecker schlafender Seelen, über das Landvolk der Provinzen vermochte. Jetzt erst erwachte der Letzte und der Erste als eine dünne Schicht herrnhutischer Vorbeter und Sprecher. Das Ungeheuerliche geschah, daß Deutsche und Eingeborene sich als „Geschwister“ anredeten. Das war eine religiös-soziale Revolutionierung. Mit ihr begann die russische Zeit, die nichts anderes als ein accelerando der revolutionären Bewegung gegen das Deutschtum im Lande ist, um mit jener letzten bolschewistischen zu enden, die das andere ungeheuerliche Ereignis zeitigte: daß der Proletarier den Herrn mit „Genosse“ anredete, wenn er sich überhaupt hergab, ihm Worte zu geben.

Das Vakuum, das durch den Nordischen Krieg am Rigaschen und Finnischen Meerbusen entstanden war, zog eine deutsche Einwanderung ins Land. Es ist dies ein Ereignis, das unseres Erachtens noch nicht genügend gewürdigt worden ist. Kolonien leben

von Einwanderungen. Sobald diese aufhören, ist die Kolonie eine politische Monade geworden. Die älteste Einwanderung kam von Lübeck über das Meer gesehelt. Westfalen- und Niedersachsenblut gründete und behauptete das alte Livland. In polnisch-schwedischer Zeit erfolgte ein zweiter Zustrom: Neben den uradligen Geschlechtern, deren Stammsitze auf roter Erde zu suchen sind, gibt es heute manches, das nicht allein durch seine Endung „ski“ oder „stjerna“ seine fremde Herkunft verrät. Zuletzt wanderten die „Hofmeister“ ein, ein Stand von so ungemeiner Bedeutung für unsere heutige baltische Kultur, daß es kaum begreiflich ist, warum keine baltische Feder sich bisher gerührt hat, ihm ein Studium und ein Werk zu widmen. Die nachpetrinische Zeit, die zum Unterschiede von der Schwedenzeit keine eigene Hochschule im Lande und außer in Riga, Reval und Mitau lange auch keine einzige öffentliche Bildungsanstalt besaß, sah die ersten Hofmeister einrücken, erst zaghaft, dann seit der Mitte des Jahrhunderts in immer kühneren Gruppen. Sie kamen von fünf deutschen Universitäten: Jena, Leipzig, Wittenberg, Halle und Königsberg, und waren meist Sachsen-Thüringer oder Preußen. Sie gingen auf die Güter, gelegentlich auch in die Stadt, und wenn sie Wert hatten und sich zu stellen wußten, erhielten sie Pfarren und Juristenposten durch Vermittlung ihrer adligen Gönner. Durch sie, die zwar mit leeren Händen, aber mit vollen Köpfen kamen, wehte ein Hauch deutschen Bildungsgeistes ins verschlossene Land. Und da sie zuletzt in hellen Haufen einrückten, kinderreiche Familien gründeten und in einer tiefen Liebe für ihre neue Heimat entbrannten, schufen sie und ihre Nachkommen eine Atmosphäre, die von den besten Keimen und Früchten deutsch-baltischer Bildung schwanger ging. Nicht von denen, die im Lande saßen und überdauert hatten, ging die Erneuerung aus. Ihrer waren zu wenig, und zu wenig besaßen sie des Geistes. „Unter den Hunderten von Namen, welche die Predigermatrikel der Jahre 1710–1765 namhaft macht, begegnen wir darum in den weitaus meisten Fällen Namen von unlivländischem Klang... Es

Kommen bürgerliche Namen, denen man noch gegenwärtig begegnet, verhältnismäßig selten vor.“

Diese Geistlichkeit nun, die, zum größeren Teil pietistisch angehaucht, in der gegebenen und folgenden Generation zu zwei Dritteln aus eingewanderten Theologen besteht, schuf als wesentlicher Faktor an der Formung baltischen Wesens mit. Daß der Balte, der nun entstand, bei Mitwirkung dieses neuen Elementes ein anderer Mensch werden mußte, als es der Livländer vor 1589, der Est-, Liv- und Kurländer vor 1710 war, das konnte man aus dem anderen Blut voraussagen, das—immer noch über Lübeck, aber auch auf dem Landwege über Königsberg—ins Land wanderte. Niedersächsisch war das Ordensland gewesen, skandinavischen Einschlag zeitigte die Schwedenzeit, nun gesellte sich mitteldeutsches, sächsisch-thüringisches Blut und preußisches, zum vorhandenen. Um diese Zeit erlischt das Plattdeutsche langsam in Stadt und Land. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde es gelegentlich gesprochen. Noch 1853 erscheinen in Dorpat „Plattdeutsche Gedichte“ (von Martin Asmus). Heute lesen wir Reuter mit dem Kommentar. Wie weit die vielen Thüringer und Sachsen daran schuld sind, müßte eine genauere Untersuchung bestimmen. Vielleicht brachte auch der Stamm, dem Bach, Händel, Schumann, Robert Franz und Wagner entsprossen, der musikalischste aller reichsdeutschen Stämme, die Musik zu uns. Wer die lange Reihe baltischer Dichterkomponisten einmal überfliegt—die Ignatius, Beyrauch, Grindel, Schuls-Bertram, Körber, Hans Schmidt, Gaffron, Wilm, Seuberlich, Goercke, Mattiesen—und die feine musikalische Kultur der baltischen Lande gekannt hat, der wird kaum an Westfalen oder Schweden erinnert werden. Es ist deshalb nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn wir—eingedenk der strengen Kastentrennung und der Reinzüchtung unseres Adels—anthropologisch von zwei „Stämmen“ sprechen, wenn wir zwei „Stände“ meinen. Der baltische immatrikulierte Adel ist vorwiegend nordisch: niedersächsisch-westfälisch sein Urstocf, skandina-

visch seine Auffrischung. Der baltische Literatenstand dürfte vorwiegend polnisch-mitteldeutscher Provenienz sein.

★

Die nachpetrinische Zeit, eine Nachkriegszeit mit allen typischen Begleiterscheinungen, ist vielleicht die religiös erregteste, aber auch tatenloseste gewesen, die unser Land jemals erlebt hat. Außer der Stadt waren alle Schichten an der Erweckung beteiligt. Es war ein „Gnadenperiodus“, besonders die 30 er und 40 er Jahre, über dem der milde Stern Zinzendorfs aufging und zu Erregungen stimmte, wie sie sonst nur Kometen des Aufruhrs zu entfachen pflegen. Einen hübschen Kontrast zeichnet Julius Eckardt: Die „erweckten“, leise auftretenden, einfach gekleideten, fast ausschließlich mit geistlicher Lektüre und der Führung frommer Tagebücher beschäftigten adligen „Geschwister“ und die rauhen, im Kriegsgetümmel aufgewachsenen, fluchenden und polternden Väter.

Was Herrnhut und Pietismus bewirkten, war die Erweichung der Gemüter, die Lockerung des seelischen Erdreichs zu einer geistigen Saat. Es ging auf die Dauer nicht mehr an, mit einem Minimum an geistigem Kapital ein Maximum an leiblicher Not zu bestreiten. Das seelische Vakuum, das Jahrhunderte in den harten Geschlechtern zwischen Narowa und Njemen herangezüchtet hatten, sog nun auf einmal, des kriegerischen Druckes ledig, mit ungeahnter Heftigkeit ein seelisches Leben ein, dessen feminine Innerlichkeit kaum ihresgleichen hatte, und eine Lösung von so tiefer Leidenschaftlichkeit griff um sich, wie sie nur Stoffe erfaßt, die in Härte zu vergehen drohten.—

Ein Blick auf das hier flüchtig Skizzierte zeigt das Land, d. h. Adel, Landgeistlichkeit und Landbevölkerung in geistiger Bewegung. Im Bürgertum herrscht Stille. Seine Zeit der „Erweckung“ war noch nicht gekommen. Vielleicht liegt ein tiefer Sinn in der Erscheinung, daß nicht Herrnhut, nicht der Pietismus das Wort fanden, die Felsenherzen der Stadt zu öffnen und zu erweichen,

sondern eine Bewegung, die alles andere als religiös war—die Aufklärung. Das Land hatte Zinzendorfs und Speners Stimme vernommen, eine Generation früher, als die Stadt die Stimme Wolffs vernahm. Was Garlieb Merkel, der Journalist, in noch späterer Zeit unternahm, war nur die bürgerlich-städtische Fortsetzung jener Bemühungen, die von Wolmar aus durch Gründung eines lettischen Volksschullehrerseminars erfolgt waren, und die nur ein Ziel hatten: die Emanzipation des „Menschen“ schlechthin.

★

Von einer Literatur selbst im weitesten Sinne des Wortes ist in der nachpetrinischen Zeit nichts vorhanden. Es fehlte alle Lust, etwas anderes zu tun, als mit dem Leben ins reine zu kommen. Der Adel arbeitete sich auf den restituierten Gütern aus großer Armut zu standesgemäßem Dasein empor, die kleinen Landstädte bauten ihre Häuser auf, und die alten Hansastädte betrieben Handelsaufbesserung.

Und niemand schrieb. Es hat den Anschein, als habe Riga allein in dieser Zeit noch Sinn für Poesie behalten, denn was an vereinzelt Gedichten und Gelegenheitsdichtungen erschien, hat fast ausschließlich Herren aus Riga zu Verfassern.

Das Theater.

Das deutsche Theater war bis zu Beginn dieser Generation verwaorlost genug gewesen. Es existierte gewissermaßen neben der Literatur her. Da trat in den 20er Jahren jener ellenlange, vielgeschmähte und doch so verdienstvolle Mann auf, der das deutsche Theater wieder literaturfähig machte: der Ostpreuße Gottsched. Er gewann Neuber und die Neuberin, und Frankreichs gezirkelte Theaterfiguren rückten ihrem Erbfeind, dem deutschen Hanswurst und den prunkenden Haupt- und Staatsaktionen zu Leibe. Die Kaiserin Anna verstand weder Französisch noch Italienisch, aber sie verstand Deutsch: so wurde die Neubersche Truppe 1740 nach

Petersburg gerufen, zu spät, um bleiben zu können, denn Anna starb im selben Jahre, zu früh, um wirken zu können, denn noch war an eine Konkurrenz mit der italienischen Oper und Komödie nicht zu denken.

Während in Sachsens Klein-Paris die Domestizierung des deutschen Schauspielers von eines ostpreussischen Riesen händigender Hand erfolgte, trieben die-Merkel würde sagen „greuelten“-Wandertruppen in den Ostseeprovinzen ihr altes, leichtgeschürztes Spiel weiter. Die älteste sichere Nachricht über eine Rigaer Bühne auf dem Bischofsberg mit „hochdeutschen Komödianten“ (man sprach in Riga noch platt!) stammt aus dem Jahre 1711. In den Jahren 1719 und 1722 spielte die Truppe eines gewissen Mann, von der weiter nichts bekannt ist, als daß sie schlecht war. Daß auch in Reval Wandertruppen erschienen sind, und zwar noch vor 1740, worüber sich die erste bestimmte Notiz findet, ist allein schon aus einem Konferenzbeschluß der Revaler Lehrerschaft von 1732 ersichtlich, der vor dem Besuch der Komödianten warnt, „die da sündigen und sündigen machen“. Dagegen soll Prima frei haben, wenn ein armer Sünder gehängt wird.

Es waren nicht die schlechtesten Mimen, die später ins Land kamen. Wenn je Deutschlands Größen baltischen Boden vorübergehend betraten, so waren es die vom Theater, und meist vor ihrem Ruhm. Die grünsten Kränze haben seine Mimen allerdings in volkreicheren Städten, in unmittelbarer Nähe von Höfen und Universitäten gepflückt; doch blinkt in ihnen gelegentlich ein Blatt aus Liv-, Est- und Kurlands Wäldern.

Kurz war die Tätigkeit der Neuberschen Truppe, von Dauer die der Hilferding-Scolarischen. Sie kam 1737 aus Königsberg nach Livland, nahm festen Wohnsitz in Petersburg und versorgte die Provinzen mit gelegentlichen Gastspielen, indem sie in Riga, Reval, Dorpat, Pernau und Narva (andere Städte werden nicht erwähnt, dürften aber nicht leer ausgegangen sein!) Komödien vortragend gab. Ein Mitglied dieser Truppe, Madame

Schröder, führte ein vierjähriges Bübchen mit sich nach Moskau, das die Kaiserin Elisabeth in ihre Loge und auf den Schoß nahm: dieser kleine Galan der Bretter war kein geringerer als der große Schröder. Andere Mitglieder der Truppe waren Ackermann, Eckhoff und die junge Glendsohn, die spätere berühmte Neuhoffin, — Mimen, deren Sterne hell über Deutschlands klassischer Literaturzeit leuchten. Sie fanden drüben den ihnen gebührenden Wirkungskreis, aber die Truppe blieb und ergöhte bis tief in das 18. Jahrhundert hinein noch eine zweite Generation.

Es ist kaum mehr zu ermitteln, was die Wandertruppen aufführten: ob ihre Leistungen bereits von der Gottschedschen Reform berührt waren, oder ob es lediglich pompöse Haupt- und Staatsaktionen, mit dem obligaten Hanswurst mitten unter Königen und Helden, und als Gegenpiel die so beliebten Stegreifburlesken der verpöbelten *comedia dell' arte* waren, die ein geladenes Publikum unterhielten. Erhalten hat sich uns so gut wie nichts, denn es wurde extemporiert: der Mime war Improvisator, sein Wis, sein Genie allein rissen das Publikum hin, er schuf das Stück und wurde selbst vom Augenblick geschaffen, der ihm eingab, was ihn über sich selbst hinaushob. Er wütete als Kriegsheld Karl XII. in haarsträubenden Anachronismen, er glänzte als lustiger Diener Scaramuzo und veriteufelter Jugendverführer Scapino. Als Pantalone schnitt er seine ältesten und dümmsten Gesichter und paradierte als sarkastischer Pulcinello mit Höckernase und Buckelhöcker. Er war der Pierrot, der verliebte, witzige, zärtliche Pierrot, und sie war die Colombine, die schöne, junge, leichtblütige Soubrette unserer Vorväter. Als Arlecchino erntete er gelegentlich Donner statt Applaus. Eine kleine Welt voll Heiterkeit und übermütiger Laune, ein Regenbogen von Humor, Wis, Narrheit, Spott und Skurrilität — das konnte Arlecchino bedeuten, wenn er das Zeug hatte, mehr als nur Harlekin oder Hanswurst zu sein. Seine Späße und Treffer machten dann ein Geschlecht lachen, das es doch wohl nur in dieser Schule lernen konnte, wie man den

Dingen auf Augenblicke die Schwere nimmt, um sie als farbige Bälle unter dem spielerischen Himmel welscher Kunst tollkühn durcheinanderzuwerfen.

II

Die Zeit Katharinas II.

(1762—1796.)

Um die Mitte des Jahrhunderts gleitet der geistige Bewegungen haschende Blick vom Lande weg auf die Stadt und bleibt auf Riga haften. Es ist seltsam, wie schnell sich die große herrnhutische Bewegung zwischen den Edelsitzen, landschen Pastoraten und bäuerlichen Gesinden unter die Oberfläche verliert, und es ist erhebend zu sehen, wie mächtig bei zunehmendem Aufklärungslicht die Städte und allen voran Riga emporstreben.

Die Mitte des Jahrhunderts war noch nicht überschritten, noch regierte Elisabeth, als eine kleine Schar bedeutender und bedeutendster junger Männer aus Deutschland in Riga einzog und die Anfänge einer neuen Zeit—eine Moderne!—in die Mauern der alten Hansastadt trugen. Zwei junge gleichaltrige Rigenser kehrten, von der Leipziger Hochschule kommend, 1745 und 1746 in ihre Vaterstadt zurück: J. C. Schwarz (1722—1804) und Gottfried Berens (1722—1804). 1752 kam Hamann (1730—1788) nach Riga. 1754 kehrte Johann Christoph Berens (1730—1792), ein Bruder Gottfrieds, vom Angesichte Montesquieus zeitentrunknen aus Paris nach Riga heim. 1755 wurde der Pommer J. G. Lindner (1729—1776) nach Riga als Rektor der Domschule berufen. 1764 traf Herder (1744—1803) in Riga ein. Schließlich begab sich 1767 auch noch J. F. Hartknoch (1740—1789) aus Mitau nach Riga und eröffnete hier seinen Verlag. Mit der Heimkehr dieser 3 Rigenser und der Ankunft der drei Ostpreußen und des einen Pommers, die alle in der

Blüte ihrer 23 bis 27 Jahre die Türme der alten livländischen Metropole begrüßten, war der Aufmarsch der neuen Generation gegeben. Erfüllt von den Humanitätsideen des Jahrhunderts, die sie von deutschen Hochschulen und französischen Salons mitbrachten, fanden sie daheim ein älteres Geschlecht vor, das unwandelbar an den alten Traditionen festhielt. Es mußten 10–20 Jahre vergehen, bis es den in Riga Bleibenden gelang, sich und die Ideen ihrer Jugend durchzusehen. Dann war der Sieg jener Weltanschauung entschieden, die wir gemeiniglich und nicht ganz ohne Moquanterie die Aufklärung nennen.

Ein frühes, schwaches, verkapptes Pleinairempfinden wandelt einen in Kirchen- und Siebelnacht befangenen ehrbaren Rat schon um diese Zeit an, ein bescheidenes Verlangen nach „Mehr Licht!“ 1744 erhielt Riga die erste Straßenbeleuchtung. 1750 wurde das neue Rathhaus mit seinen großen, hellen Fenstern begonnen, das dann kein geringerer als der junge Herder mit einer Rede einweihte. In den 60 er Jahren wurden alle Erker abgebrochen, um Licht zu schaffen, 1773 die Esplanade abgesteckt.

Es war eine verschlossene Stadt in einer verschlossenen Zeit. Düsterrumwallt, hielt Riga seine Kinder mit einer eifersüchtigen Ausschließlichkeit im Bannkreis seiner hohen Kirchturmspizen. Es gab für den Städter noch keine Natur, als allein in Gedichten und Romanen. Das runde Jahr saß man daheim, fuhr in „Butten“ die kotigen, düsteren Gassen zur Schule, zum Kaffeekränzchen, ins Kaffeehaus, in die Weinstube; saß im geblühten Schlafrock an lauen Sommerabenden auf der Treppe vor der Haustür und rauchte seine holländische Tonpfeife. Draußen vor den Wällen lagen die Landhäuser der Reicheren, die „Höfchen“, aber es mußte sehr sommerlich über diese Wälle hereinwehen, die Wolken besonders aufmunternd an den spizen Kirchtürmen vorbeisegeln, um die Familie einige Kilometer hinaus aufs Land zu locken. Man lebte reich. Den Wein trank man in „Stößen“ und spielte gern Karten bei Kerzengeflackter. Noch redete man in breiten

Schichten platt, wenn man gemütlich wurde. Von Literatur und Kunst hielt man wenig. Das Nächstliegende allein interessierte: der trauliche Familienzirkel und die gute alte Stadt Riga. Nun floß auf einmal Geisteslicht herein, es war in den 50 er und 60 er Jahren. Domschule und Lyzeum, jenes das städtische Patriziat, dieses den landschen Adel heranbildend, blühten auf. Lindner stellte als Rektor der Domschule (1755–1765) nicht nur seine Vorgänger, sondern auch seine Nachfolger in Schatten. Gottlieb Schlegel, zwar Königsberger, aber kein Freund des jungen Herder, erhielt die Schule auf der gewonnenen Höhe (1765–1782). Beide Rektoren entwickelten eine rege literarische Tätigkeit. Eine Epoche zog über Riga herauf, die immer, solange der Sinn für historisch Einmaliges lebendig bleibt, mit Ehrfurcht betrachtet und mit Liebe behandelt werden wird. Die ältere Generation hatte durch die Hofmeister und herrnhutischen Handwerker Beziehungen zu Mitteldeutschland gepflogen, die sächsisch-thüringischen Hochschulen hatten ihr überschüssiges Bildungskapital an die Ostseeprovinzen abgegeben und gaben es noch immer weiter ab. Nun ändert sich das Bild: Ostpreußen, die Heimat der Kant, Hamann, Hippel, Lindner und Herder, gewinnt auf einmal erhöhte Bedeutung. Hier tritt nun ein Mann in das Profzenium der Geistesgeschichte Rigas, der, von seinen Mitbürgern enthusiastisch verehrt, auch heute zu den edelsten Gefühlen anregt: Johann Christoph Berens.

Dieser rigasche Patriot, Ratsarchivar und spätere Ratsherr hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die feinsten Köpfe Ostpreußens – denn hierhin gingen die Beziehungen seines intimen Freundes Lindner – für Riga zu gewinnen. Es bildete sich ein Kreis hochgebildeter, wohlgestellter, von regen Interessen erfüllter und menschlich bewegter Männer, der sogenannte „Berenssche Kreis“: vielen ein Ärgernis „moderner“ Freigeisterei, wenigen höheren Geistern ein Refugium und eine Rekreation inmitten einer behäbigen, wohlgesinnten, aber uninteressierten Bürgerschaft. Über

dem Kreise der Geist des „Weckers aller Talente in Ostpreußen“, zum Kreise gehörig, außer Schwarz und Lindner, eine Reihe vortrefflicher Berensscher Brüder, ein Bruder Lindners und der Buchhändler Hartknoch. Für die Erlesenheit dieser kleinen Gesellschaft sprechen die Namen der Männer, die zu ihr in engste Verbindung traten: die Namen Hamann und Herder.

Es hat ein Geflecht von Beziehungen zwischen diesen Menschen bestanden, die auf der Amplitude Königsberg–Riga geistig zueinander schwangen, bevor sie das zunehmende Leben in weitere Entfernungen auseinanderrührte.

Herder (geb. 1744) und Hartknoch (geb. 1740) waren Jugendfreunde in Königsberg. Herder bewog Hartknoch, Buchhändler zu werden, und Hartknoch bewog Herder, nach Riga zu gehen. In Riga haben sich beide dann wiedergetroffen, Hartknoch als erster und vornehmster Buchhändler der Ostseeprovinzen, und Herder als erster und vornehmster Geist, der bis damals baltischen Boden betreten hatte. Auch Hamann (geb. 1730) und Lindner (geb. 1729) waren Freunde in Königsberg gewesen. Hamann ist 1751 als Hofmeister nach Kurland und hierauf nach Riga gekommen, Lindner 1755 nach Riga berufen worden, und beide haben an der Düna die Freundschaft vom Pregel erneuert, zu der als dritter der 1754 nach Riga heimgekehrte Berens trat, der Hamann von der Universität Königsberg her kannte. Die beiden Freundesgruppen, durch ein Dezennium getrennt, traten zueinander in Beziehung. Hamann hatte Herder in Königsberg das Englische gelehrt, seine Empfehlung an Lindner führte seinen Schüler 1764 nach Riga, von wo aus dieser den älteren Freund und Lehrer zweimal in Kurland besuchte und eine angeregte Korrespondenz unterhielt.

Hamann ist zweimal in den Ostseeprovinzen gewesen: 1751–1756 und 1765–1766. Seine Freunde haben ihm in Riga eine jahrelange wissenschaftliche Muße ermöglicht. In Mitau und Riga ist ein großer Teil seiner Schriften erschienen. Herder ist nur einmal in Riga gewesen (1764–1769). Alle fünf zusammengewesen

sind diese bedeutenden Männer in Riga nicht. Denn im selben Jahr, als Hamann zum zweitenmal die Ostseeprovinzen betrat, verließ Lindner Riga, und um dieselbe Zeit ungefähr, als Hartknoch von Mitau nach Riga ging, verließ Hamann Mitau. Trotzdem hat ihr Geist in den 50er und 60er Jahren, von Hamanns erstem Eintreffen in Kurland bis Herders Abschied von Riga, in ein und derselben Richtung gewirkt und eine bedeutsame Epoche des baltischen Geisteslebens inaugurirt. Gehalten hat unser Land bloß den Einen, der ihm bereits gehörte—Berens, und den Anderen, der es so gern gewann—Hartknoch. Doch haben die Scheidenden ihre Spur hinterlassen: Hamann Mitaus älteste Zeitung, Lindner die Blüte der Domschule, Herder seine Jugend. Sie nahmen auch was mit. Herders Sturm und Drang entlud sich in Riga in einer leidenschaftlich erfüllten Berufsarbeit und einer Welt von keimenden Ideen, durch die er in Straßburg, selbst stiller und reifer geworden, einen Anderen in Gärung setzte: Goethe.

Herder verbrachte in Riga eine glückliche Zeit, obwohl er hier manches vermist hat und vermiffen mußte. Hier stand er sicher auf eigenen Füßen, aber freilich nur im Schatten des friedlichen Ahorns, nicht in dem des reichen Fruchtbaumes. Denn trotz des Berensschen Kreises fehlte ihm doch das, was not tat: Ein literarischer Umgang. So schrieb er Briefe, besonders an Hamann, und lebte, trotz des gesellschaftlichen Ansehens, das er genoß, dem Grundsatz, daß die beste Gesellschaft die eigne sei. Er stand in Blüte, er fühlte es selbst. Daher jenes gehobene Gefühl, das seine Rigaschen Jahre auszeichnet. Er entwarf vieles und wußte doch, daß es keine reifen Früchte waren, die vom Baume seines Lebens fielen. Er fühlte sich als pomum praecox. Die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ (1767) und die „Kritischen Wälder“ (1769) sind in Riga verfaßt und bei Hartknoch verlegt worden. Hartknoch blieb auch in der Folgezeit Herders Verleger. „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, die „Plastik“, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die

„Briefe zur Beförderung der Humanität“ und die „Christlichen Schriften“ sind neben anderen in Riga erschienen.

★

Auf dem Lande trat um die Mitte des Jahrhunderts eine neue Generation Pastore auf, die sich von ihren Vorgängern vorteilhaft unterschied. Das war nicht zum wenigsten Herrnhut zu verdanken. Es waren nicht immer die schlechtesten, auf die Zinzendorf keinen Einfluß ausübte, auf die er aber einwirkte, indem er sie einfach aufrüttelte und zu geistiger Besinnung wachrief. Mit der alten lutherischen Orthodorie, diesem steifen Rinde des 17. Jahrhunderts, war es nun allerdings stark vorbei. Die dogmatische und konfessionelle Strenge der Schwedenzeit war bald unwiederbringlich dahin. Denn es gab bereits ein Häuflein Prediger, das dieser Orthodorie, andererseits aber auch der herrnhutischen Schwärmererei, durchaus kühl gegenüberstand,—die ersten Vorläufer der Aufklärung, die sich seit der Mitte des Jahrhunderts langsam aber sicher auch auf dem Lande vorzubereiten begann. Wir könnten Garlieb Merkels Vater, Daniel Merkel, Pastor zu Loddiger in Livland, als einen der ersten aufgeklärten Pastoren ansehen. Er war ein Anhänger Voltaires, schwärmte somit für die Menschenrechte, die sechs seiner Bauern bei ihm offenbar doch vergeblich beanspruchten, da sie ihm einfach davonliefen. Ein Mann aus ähnlichem Holz war Pastor J. G. Eisler von Schwarzenberg aus Ansbach. Aus getrockneten Küchenkräutern und Wurzeln eine Art esbaren „Drahtverhaus“ zu präparieren, gelang diesem praktischen Menschenfreund,—während es ihm durchaus fern lag, in Sachen der Pastoratsnitrate seinen Bauern einen einzigen roten Heller zu schenken. Ein Menschenalter hat er mit ihnen prozessiert und ist schließlich als Wirtschaftsinspektor außer Landes gestorben.

Eine famose Gattung Pastore! Ein guter Landwirt ist der Pastor in unseren Landen immer gewesen, ein Stückchen frischer Ackerscholle hat ihnen allen am Stiefel gehaftet, wenn sie die

landsche Kanzel knarrend hinaufstiegen, sie, die wir so halsgekraust und starr auf unseren alten Gravüren und Bildern bisweilen erblicken. Als „Aufgeklärte“ sind sie mit dem besten Gewissen das gewesen, was sie sonst immer auch sein mußten: Herren auf ihrer Scholle, Herren über Bauern und Seelen, Männer des praktischen Tages, die mit ihren Nachbarn von Adel auf die Jagd gingen, pokulierten und über ihre Landwirtschaft sprachen wie Ebenbürtige. Der gesunde Menschenverstand forderte dies alles, die Menschenrechte ließen es zu.

Vielleicht hat selten eine Generation so sehr die vorhergehende verachtet, als es die Kathrinische in ihren aufgeklärtesten Vertretern tat. Sie fühlte sich plötzlich im Licht, und dunkel war ihr alles, was vor ihr gelebt hatte. Diese Ansicht steigerte sich in der folgenden, alexandrinischen Generation bis zur Geschmacklosigkeit, da nun auch die breiteren Schichten sie teilten. Der Mann des bürgerlichen Durchschnitts fand in der Philosophie der Aufklärung so recht den Ton, der ihm behagte. Es paßte so vieles nicht in seine Weltanschauung, eigentlich alles, was ihm nicht geläufig war. Und nun sollte nur das geläufig sein, was der gesunde Menschenverstand verantworten konnte. Die weite Welt existierte auf einmal nur, soweit sie bei gesundem Verstande war, alle anderen, überzähligen Weiten und Fernen waren Phantasmagorien: Mittelalter! Das Geheimnis schwand und mit ihm das Verwundern. Man glaubte, sehr weit gekommen zu sein, indem man alles sehr nah um sich gruppierete. Die Ruhe und Klarheit großer, kahler Räume umging bald Geschlechter, die durch große, helle Fenster in eine späte und sichere Zeit hinausblickten, eine Klarheit, die auch eine kleine Seligkeit sein konnte, freilich eine andere als jene größere, zu deren Füßen ein Chaos abebbt.

Es läßt sich schwer nachempfinden, wie groß die Ruhe war, die solch eine apodiktisch-klare Weltanschauung reicherer Gemütern verschaffte, eine Ruhe, die fürs Leben galt und für den Tod hinreichte, den man, wie der Hofgerichtsadvokat Schwander in Mitau, „mit



Seannot Emil Fehr. v. Grotthuß

der besten Disposition der Seele“ erlitt, „so wie einer aus einer Gesellschaft gehe, in der man froh gewesen ist und Gutes getan hat“. Das war auch die gegebene Stimmung für die Goliathe der Gelehrsamkeit und des Fleißes. Uns überrascht die große Zahl vor-
 trefflicher Männer, die nun auf einmal an die Arbeit gehen, alles Gewesene zu sammeln, zu ordnen und zu registrieren, gleich als handle es sich hierbei um nachgelassene Papiere eines Verstorbenen. Sie fühlten die Grenze, sie fühlten sich so sehr am jenseitigen Ufer, daß sie sich umzuschauen wagten: Hinter ihnen lag in Tiefen und Fernen das Gewesene, historische Nebel lagerten darüber, und wenig Lichter nur brachen sich Bahn. Fast väterlich liebevoll war der Schritt der Männer, als sie nun hinunterstiegen, zu retten, was noch zu retten war. Es war nicht baltischer Patriotismus, der sie leitete, denn sie waren fast alle Ausländer. Sie stiegen auch nicht so sehr in die baltische, als in die Vorzeit überhaupt hinab. Ein Gadebusch, nach Finnland verschlagen, hätte statt livländischer „Abhandlungen“ finnländische verfaßt, ein Broke, nach Petersburg verschlagen, russische Altertümer gesammelt. So aber hat der Pommer unsere einheimische Geschichte auf eine neue Grundlage gestellt und der Schlesier die antiquarische Behandlung unserer Realaltertümer begründet. So hat der Thüringer Hupel das erste baltisch-historische Sammelwerk in den 46 Stücken seiner „Nordischen Miszellen“ geschaffen. Der schon genannte Rigenser J. C. Schwarz wurde dann der erste wissenschaftliche Bearbeiter des baltischen Provinzialrechts.

Inselhaft beginnt das geistige Leben in den Ostseeprovinzen nach dem Nordischen Kriege. In die glatte Fläche geistiger Unbewegtheit fällt hie und da ein Impuls, mitten ins Land hinein, wahllos, zufällig, — und gebiert einen Wellenkreis. Er bricht sich vielleicht an der nächsten Stadtmauer, an der Kirchspielsgrenze, am Parkzaun eines benachbarten Gutshofes; er läuft aber auch gelegentlich über sie hinaus und schläft erst an einem fernen Stadtwall, vor den Stufen eines fernen Pastorates ein.

In Riga wacht ein kleiner Kreis Geister über neuen Humanitätsideen. Die Domschule beschäftigt Kräfte, die das geistige Wachsein unterhalten. Die Freimaurer wirken geheimnisvoll, aber zukunftssicher. Hartknock hat den ersten literarischen Kontakt mit Deutschland hergestellt.

In Mitau bildet sich ein anderer Geistesring: 1775 wird die Academia Petrina eröffnet. Herzog Peter war kein Licht, er war nur lang und steif, aber soviel fühlte er, daß es in einer so philosophischen Zeit, als es die seine war, zur „Glückseligkeit“ seines Landes (das sagte er) und zur Zierde der Krone (das sagte er nicht) gehörte, im Lichte selbst ungekrönter Poeten und Gelehrten zu glänzen. In schwedischen Zeiten hatte eine Hochschule in Dorpat (zuletzt in Pernau) bestanden, in russischen war von ihr die Rede gewesen, Herzog Peter griff 1771 den Gedanken auf, in Mitau eine Schule zwischen Gymnasium und Hochschule zu errichten: das Gymnasium illustre. Er schenkte ihm sein Stadtpalais, und der berühmte Sulzer in Berlin arbeitete den Plan aus. Sulzer tat noch mehr: er berief sechs Professoren nach eigener Auswahl. Als Mann der alten Schule, gegen Herder und Goethe gestimmt, lieferte er eine Sendung etwas veralteten Deutschlands an die Ufer der kurischen Na. Aber das war für das entlegene Kokokoherzogtum gerade das Richtige. Der Jüngste der Sendung, der 22jährige Daniel Hartmann, ein Freund Bodmers und Lavaters, hatte keine Zeit, durch seine an Goethe erfolgte Wandlung den Afford zu verderben. Auf dem Landgut Elisas von der Necke erglühete er für die Leiden des jungen Werther, mehr noch für sie, die nicht Elisa, sondern Lotte hieß, und verglühete sehr bald, eine früh gefällte Garbe für den Totenspeicher St. Trinitatis. Seine ihm vom Herzog zugeordneten Nachfolger, Immanuel Kant und Johann Jakob Engel, folgten dem Rufe nicht, was Kants Bruder Johann Heinrich, damals noch Konrektor der großen Stadtschule in Mitau, tief bedauerte. David Hartmann überdauerte Rütner, Professor und Dichter wie Hart-

mann. In seiner offiziellen Poesie kringelt sich noch die Kokaille des Kokoko, über seinen späten und reifen Dichtungen treffen sich still die einfachen Linien der Klassik.

Es entstand nun in Mitau eine kleine Korporation, die, im Gefühl ihrer insularen Vereinsamung, ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelte, das immer entschiedener die Grenze nach außen empfand und schließlich auch absteckte. Diese fremden, gelehrten, wohlsituierten, kraftvollen Männer empfanden das Besondere ihrer Stellung all dem gegenüber, das einheimisch, ungelehrt und rein empirisch war: Adel und Bürgertum standen ihm gleich fern. Es erwachte der „Akademiker“, der „Literat“ und fühlte sich. Auch über Mitau wehte der Geist des philosophischen Jahrhunderts.

Ein dritter Geistesring bildete sich in Dorpat mit Gadebusch als Zentrale. Aber der kühle und doch aufreizende Wind der jungen Aufklärung erreichte die ferne livländische Kleinstadt (denn das war Dorpat mit seinen 3000 Einwohnern) nicht mehr. Gadebusch stak noch ganz in der juristisch-historischen Schule alten Zuschnitts. Er philosophierte und spekulierte nicht, er sammelte nur und beschrieb. Was ihm an Raisonnement abging, kam seiner enormen Arbeitskraft zugute. Neben ihm stand David Lenz, des Dichters Vater: auch einer der alten Schule, pietistisch und streng, dem neuen Licht des Voltairianismus ein grimmiger Verfinsterer.

Mitten im Lande, auf einsamen Pastoraten, leuchteten einzelne Lichter ein Menschenalter und mehr hindurch. Zu Oberpahlen Hupel, „ein Typus des werktätigen, flachen, aber wohlmeinenden Vulgärrationalismus seiner Zeit, ein Dilettant in den historischen Wissenschaften, dem wir mehr verdanken als der Mehrzahl unserer zünftigen Geschichtsforscher“. Zu Lais saß Jannau, Pastor, Forscher und Journalist: auch ein kleines Licht!

Wie tief diese „Dunkelheit“ (rationalistisch gesprochen!) noch war, darüber finden sich diverse Angaben. „Die Bildung war noch so dünn im Lande gesäet, daß die wissenschaftlich gebildeten

Männer in Livland, auch wenn sie in den verschiedensten äußeren Lebensstellungen standen, einander entweder persönlich kannten oder doch voneinander wußten“, sagt Eckardt. Es gab keinen Buchhändler im Lande. Die einzigen Bücher, welche „gingen“, waren Katechismen und Andachtsbücher. Sie wurden meist im Lande gedruckt, Buchbinder und Küster vertrieben sie. Es geschah allerdings, daß nach etlichen Jahren zur Johannizeit ein „Buchführer“ aus Leipzig oder Königsberg auf dem Markt von Riga oder Reval auftauchte, aber was er bot, war doch nur Gelegenheitsware, zufällig mitgenommen, vielleicht als Ware, die sonst keine anderweitige Verwendung gefunden hatte. So gab es denn bitterwenig Bücher im Lande. Zwar brachten die einwandernden Ausländer Bücher mit, aber Bücher veralten, aus Ausländern werden Inländer, und Lichter pflegen zu erlöschen, wenn ihnen der Sauerstoff ausgeht. Leihbibliotheken wurden trotzdem nicht benötigt. Der Unternehmer, der eine mit berühmten Franzosen, Engländern und Italienern (Deutsche waren ganz unmodern!) eröffnete, verlor und sprang in die Düna. Man las zwischen Narowa und Heiligenaä nicht. Man begann aber bald, als Hartknoch nach Riga kam.

Dichtung.

Es war die sentimentale Generation schlechtthin: in Deutschland durchgängig, in den Ostseeprovinzen gelegentlich in jüngeren und feineren Vertretern, ein zartes Vorspiel zum Überschwang alexandrinischer, aber auch noch nikolaitischer Biedermeiergeschlechter. Englisch wehte der Wind schon seit 1750 in Deutschland, Ossians schottische Nebel zogen 1760 über den Kanal, und Youngs Nachtgedanken nisteten sich im selben Jahr im europäischen Kontinentalherzen ein, die zu lange schon im Schatten des sonnigkühlen französischen Esprits gedämmert hatten. Über dem Rauschen der alten englischen Parks begann man das klingende Spiel französischer Springbrunnen zu vergessen. Urnen erhoben sich, wo früher Liebesgötter standen. Die wunderlichsten Gegensätze walten in wunder-

voller Schärfe nebeneinander. Mehrere Generationen leben in ihrem eigensten Seelenstil Seite an Seite. Jedes Pastorat, jeder Edelstiz, jedes Haus ist ein helleres oder dunkleres, immer wieder anders gefärbtes deutsches Lichtlein inmitten des großen undeutschen Landes. Im Schloß liest einer noch den Simplizissimus, im Pastorat, einige Werst entfernt, hält der Hausherr voltairianische Andachten ab, die Schloßfräuleins tanzen ein Pas de deux in einem Schäferspiel, die Pastoratstöchter schwärmen für Grandison, die Söhne aber bringen aus Jena den Don Karlos.

Dichter.

Jakob Michael Reinhold Lenz, auf dem Pastorat Gschwegen in Livland am 12. Januar 1751 geboren, legt den Grund zu einer baltischen Literatur, die in der Weltliteratur insofern einzig dasteht, als sie gleich mit einem Genie ins Haus fällt. Wie ein wunderbarer Komet erscheint er am Himmel der baltischen Dichtkunst, und die leuchtende Spur seines Lebens, dessen zweite, in Rußland verbrachte Hälfte Professor Kosanow (Moskau) zu allererst aufgestellt hat, verkündet uns eindringlich die Sendung des Baltentums, wie sie die Hansa wirtschaftlich zuerst erfaßt hatte: Brücke zu sein zwischen Westen und Osten. Der Freund Goethes wurde später der Freund Karamsins und begeisterte diesen ersten russischen Dichter von europäischem Ruf zu seiner westeuropäischen Reise, deren Beschreibung geradezu der Eckstein der neueren russischen Literatur wurde.

Auch über die erste Hälfte von Lenzens Leben hat Professor Kosanow in seinem Lenz-Buch, auf das hiermit verwiesen sei, gerechteres Licht gebreitet und manches Vorurteil beseitigt. Wir wissen jetzt, daß Lenz alles andere als ein „Affe Goethes“ war. In der Lyrik ist er original, trotz der unmittelbaren Nähe Goethes, im Drama stand er mit seinen „Anmerkungen übers Theater“ hinter Goethes „Goeth“, mit seinem dramatischen Versuch „Die beiden Alten“ hinter Schillers „Räubern“. Lenzens

Roman—der erste Roman eines geborenen Balten—„Der Waldbruder“—wurde in der Einsamkeit von Berka bei Weimar im Sommer und Herbst 1776, also kurz vor jener „Eselei“ geschrieben, die Lenz auf immer von Goethe trennte. Fünf Jahre nach seines Verfassers Tod, 1797, wandte sich Schiller an Goethe: „Fällt Ihnen etwas von der Lenzischen Hinterlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner. Wir müssen alles, was wir finden, für die Horen zusammenraffen.“ Goethe schickt darauf einige Lenziana, darunter das „Tagebuch“ und den „Waldbruder“. Schiller setzte letzteren in die Horen und schrieb darunter: „Ein Pendant zu Werthers Leiden.“ Für beide persönlich waren es verklungene Empfindungen, die sie jetzt mit pathologischem und fast literarhistorischem Interesse einer Zeit präsentierten, die wieder Geschmack an romantischen Tollheiten zu empfinden begann. Ob Goethe wirklich ein Ganzes zum Fragment verstümmelte? (Froisheim.) Jedenfalls strich er alles bis auf die vier ersten Teile. Er hatte vielleicht Grund, mit Herzens (Lenzens) Freund Nothe (Goethe?) unzufrieden zu sein.

Das „Tagebuch“ ist ein Wurf zu einem Roman, autobiographisch wie der „Waldbruder“, psychologisch apart wie der Autobiograph selbst. In den Erzählungen „Zerbin“ (1776) und „Der Landprediger“ (1777) bekundet sich ein Blick für seelische Realitäten, der entfernt an Kleists fast aktenmäßig zu nennende Behandlung psychologischer Aktualitäten gemahnt.

Im übrigen gehört Lenz so sehr der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte an, daß ein näheres Eingehen auf sein Leben und seine Werke an dieser Stelle überflüssig erscheint.

Erwähnt sei jedoch, daß das Drama des 15jährigen, „Der verwundete Bräutigam“, in Oberpahlen in einer Liebhaberaufführung aus der Taufe gehoben wurde (1766), demselben Oberpahlen, in dem 1758 das erste baltische Drama erschienen war (das fünftaktige Lustspiel „Der Neujahrswunsch“ von Jakob Hein-

rich von Lilienfeld), und das durch ein von Malm verfaßtes humoristisches Gedicht „Oberpahlische Freundschaft“ in allen drei Provinzen populär wurde (siehe die Zeit Nikolais I.).

Zwei Zeitaltern gehört Elisa von der Recke (1756–1833), Tochter des Reichsgrafen von Medem, an. Ihre besten, in Kurland verbrachten Jahre fallen in die kathrinische Epoche, ihre reifsten, in Deutschland verbrachten Jahre beginnen mit dem Todesjahr der Kaiserin. Elisas Sturm und Drang rettete sich in die Mystik, wie sie um die Gestalt Cagliostro in Mitau erregende Schleier wob. Dieser Zeit gehören ihre ersten beiden Gedichtbände an („Johann Adam Hillers geistliche Lieder einer vornehmen kurländischen Dame mit Melodien“ [1780] und „Geistliche Gedichte“ [1783]). Als ihr die Jahre kamen, in denen Goethe in Weimar sichklärte und Klinger seine Brausezeit im „Plimplamplasko“ verspottete, schrieb sie, zur Klarheit gekommen, „Cagliostro“ in Mitau (1787), ein Buch, das den Zauberer entlarvte und berühmt wurde. In diese Epoche gehören „Leben und Taten eines kurländischen Hundes“ (1803), „Briefe aus Italien“ (1805), „Das Tagebuch einer Reise durch einen Teil Deutschlands und durch Italien“ (1815–1817) in vier Bänden und die Erzählung „Die beiden Schwestern“ (1829). In Dresden lernte Elisa den Dichter Tieck kennen. In seiner Gesellschaft reiste sie fortan, in seiner Nähe lebte sie, an seiner Seite ruhte sie im Tode. Er gab die „Gedichte“ ihrer reifsten Jahre, sowie die „geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen“ ihres frommen Alters heraus. Erwähnt sei auch das einzige Schauspiel Elisas von der Recke: „Familienszenen oder Entwicklungen auf dem Maskenball“ (1826). Im Jahre 1789 erschienen „Elisens und Sophiens Gedichte“—das Werk der ersten schriftstellernden baltischen Frauen. Es enthielt Gedichte Elisas von der Recke und ihrer Jugendfreundin Sophie Schwarz (1754–1789), Tochter des Pastors Becker auf Neu-Aus in Kurland. Letztere schrieb noch die „Armidas, eine Geschichte unserer Zeit“ (1790) sowie „Briefe

einer Kurländerin auf einer Reise durch Deutschland" (1791) in zwei Bänden.

Daß gerade in diese Epoche des Erwachens verborgenster seelischer Kräfte die ersten dichtenden baltischen Frauen fallen, ist gewiß nicht zufällig. Fassen wir die männlichen Dichter dieser Zeit rein als Persönlichkeiten ins Auge, so begegnen wir auch hier den größten Gegensätzen. Neben den Dichtern in der stillen Schul- oder Pastoratsstube (Lindner, Schlegel, Rütner, Kienitz, Loskiel) stoßen wir auf eine, wie Lenz, Osten und Westen überbrückende Persönlichkeit: Pierre Balthasar Freiherr von Campenhausen, einen Großsohn des Kampf- und Abenteurergenossen Karls XII. In Riga am 14. Januar 1746 geboren, studiert er in Göttingen und Genf. Hier gewinnt er Voltaires Zuneigung und verbringt zwei Jahre in seinem Hause. Seine Reisen führen ihn durch das ganze kultivierte Abendland (mit Ausnahme Skandinaviens). In russischen Kriegsdiensten macht er unter Potemkin die Eroberungen von Otschakow, Akerman und Bender mit und kommandiert im polnischen Krieg die Kavallerie unter Neplhujew. 1797 nimmt er seinen Abschied und lebt bis zum Tode 1808 literarischen Arbeiten. In seinem Drama „Die Belagerung von Wenden“ (1801) behandelt er einen Stoff aus der livländischen Geschichte, während den anderen wenigen Dramatikern dieser Zeit (Meander, Lindner, Grohmann) Stoffe aus dem Altertum oder der Fremde kostbarer erschienen.

In die baltische Vergangenheit stieg auch der aus Görlitz stammende Karl August Rütner hinab. In der „Kuronia“ (1791) – 1793 als „Kurona“ neu überarbeitet und durch einen zweiten Band vermehrt – gibt er Dichtungen und Gemälde aus den ältesten kurländischen Zeiten, – in Hexametern, dem Versmaß des „Messias“.

Das Bild dieser auch literarisch erwachenden Zeit vervollständigen der zu früh verstorbene Württemberger Gottlieb Daniel Hartmann (1752–1775), der „die Leiden des jungen Werthers“

in der Tasche zu Elisa Medem aufs Schloß bringt und sie im Herzen davonträgt, und dessen „hinterlassene Schriften“ J. Ch. Wagenseil herausgibt (1779), sowie J. F. E. Albrecht, der in die Briefform von „Werthers Leiden“ den ersten romanhaften Versuch im Baltenslande gießt („Walther und Natalie“-Geschichte in Briefen, Wesenberg 1779-1780).

III

Die Zeit Alexanders I.

(1801 - 1825.)

Schon in den 80er Jahren geht ein Befremden durch die Reihen der älter gewordenen Generation. Ein enges, aber trauliches Dasein scheint sich unangenehm zu weiten, der Daseinsraum erleidet Verschiebungen der ihn einfassenden Grenzen, die peinlich empfunden werden. Etwas Großräumiges meldet sich, etwas Grenzenloses. Die tiefen Schatten und starken, lokalisierten Lichter eines provinziellen Interieurs bleichen, eine allgemeine Helle schlägt aus der Höhe in die Räume hinein. Rigas eingesponnene Familienzirkel sind für die Unwandelbaren bald ein verlorenes Paradies und eine verlorene Unschuld. Die alte Generation fühlt das Leben ungemütlich werden.

Die rigaschen „Freigeister“, die Berens und ihre Freunde, hatten Grund, sich der Veränderung zu freuen, sie waren Vorläufer dieser Zeit gewesen, die nun anbrach, damals schon, als die breiten Schichten ihrer Landsleute ihren Anwälten verständnislos gegenüberstanden. Jetzt erst brach das Aufklärungszeitalter für alle an. Nun begann der starre Bann, der das alte Riga-trotz Herder und Hamann-umfängen hielt, zu weichen, und die scharfen Grenzen der Stände wurden biegsam.

Und doch sehen wir den altgewordenen Berens frösteln. Auch er bringt der Moderne, die er anbrechen fühlt, Bedenken entgegen.

62 jährig, beklagt er sich in seinen „Bonhomien“ (1792), die Masse des Lesematerials nehme täglich zu, gute Bücher seien selten geworden. Und als Beispiel für so ein „gutes“ Buch nennt er —bezeichnend genug— einen Lessing oder einen Zimmermann. Das geschah um dieselbe Zeit, als Goethe Italien und Schiller seine historische Zeit bereits hinter sich hatten. Der alternde Menschenfreund lebt noch in der Zeit vor 1789, und der einstige Freund Herders gedenkt der treuherzigen Zeiten, als man Romane für Wirklichkeiten hielt, als unsere Hausväter nur noch den Sirach vorzulesen hatten, um die Jugend durch weise Lehren zu leiten, und ehrbare Töchter nur den frommen Gellert lasen, um in der Moral fest zu sein. Die Naivität der kathrinischen Zeit ist erschüttert. Die Leser und Leserinnen der Pamela und Clarissa halten Romane—für Romane. Einst lebten sie deren Gestalten nach, wählten sie zu glücklichen oder auch unglücklichen Vorbildern. Werther stieg ins Leben und starb einen mehrfachen Tod, nachdem ihn Goethe bereits begraben hatte. Diese Zeiten sind dahin. „Dieser gute Glaube an die Existenz vollkommener Muster ist, zum Schaden der Nacheiferung, durch die nachherigen vielen Karikaturen so verlorengegangen, daß sich kaum der nach dem Leben geschilderte Puff in dem zur Wirkung nötigen Kredit der Existenz erhalten konnte.“ So schrieb der reiche rigische Kaufherr, dessen Augen nach mehr gingen, als nur nach seinem Geschäft. Seine feine Nase spürte das erste kühle Spottlüftchen, das die Provinzen anwehte, den biedereren Geist der Schwere mit federnder Ungläubigkeit versetzte und schon etwas von jener spielerischen Ironie der Romantik enthielt, die dem Bürger die Schöpfungen der Kunst aus dem Hause hinaus trägt, für das er sie gern reklamiert hätte, um sie par distance als farbige Ballons vor seiner Nase über dem Fenster aufzuhängen.

Berens wünscht eine Zensur. Das alte Livland ist von der einfachen Sitte der Väter abgewichen. Er schreibt eine kleine Schrift: „Für und wider die Einführung neuer Gesetze zur Einschränkung

des Luxus in Livland.“ Solches geschah 75 Jahre nach dem Nordischen Kriege.

So treten wir aus dem Zwielficht der kathrinischen Zeit ins Frühlicht der alexandrinischen. Alles Halbe, Sichwidersprechende der vorrevolutionären Zopfgeneration gewinnt Einsinnigkeit. Das Gewitter von 1789 hat sich verzogen, die Blitze haben über Europa getobt, in die baltischen Lande ist keiner gefahren. Aber elektrifiziert haben sie die Menschen und die Luft gereinigt. Es geht ein Erwachen hin von der preussischen Grenze bei Memel bis zur russischen bei Narva. Das Lichtverlangen der Besten unter Katharina ergreift sie alle: die Aufklärung verbreitet sich in breiten Wellen über Stadt und Land, ihre hohe Zeit—im Westen bereits vorüber—hebt bei uns erst an. Die Empfindsamkeit, dies Stiefgeschwister der Aufklärung, läuft ihr den Rang ab: Jetzt erst werden die Taschentücher in wehenden Schwärmen gezogen, in zahllose Briefe stürzen sich die Ach's und Oh's des sentimentalischen Stils. Der Büchermarkt, vor kurzem noch so öde, wird von einer Papierflut überschwemmt, die den alten Berens in die Rolle des Zauberlehrlings drängt. Der Adel, bisher nur von partieller Bildung, gewinnt Interessen. Der schüchterne Anfang mit den „Rigischen Anzeigen“ und Dr. Abraham Winkler, ihrem und des ganzen Landes erstem berufsmäßigen Journalisten, zeitigt nun einen Simson des Journalismus wie Garlieb Merkel, dessen Bedeutung weit über die Grenzen seiner Heimat hinausgeht. Das Theater, in Riga durch Vietinghoff standesgemäß gemacht, findet in Reval seinen Kogebue. Vor allem aber ziehen Goethe und Schiller in die Ostseelände ein. Der vorhergegangenen Zeit waren sie doch mehr eine „neue Sekte“, der alexandrinischen werden sie zu überschwenglich verehrten Heroen, neben denen die Romantik der Schlegel und Tieck nicht zu Worte kommt. Wohl führt Berens bei Beschreibung des Schrancks für neue Literatur in der 1792 neu eingeweihten Rigaschen Stadtbibliothek als Deutschlands größte Vertreter nur Klopstock, Lessing und Wieland—, dieser uns mehr

wie Voltaire!“—an, aber der Rat von Riga, ein Kollegium sehr würdiger, doch älterer Herren, mag Weimar noch nicht bemerkt haben. Eine zweite Auflage der „Bonhomien“, etwa 1805, hätte die fragmentarische Reihe der deutschen Klassik eilends ergänzt.

Der neue Zug griff selbst den Männern des realen Lebens an die Nieren. Es bedurfte nicht eines Merkel, um die Ritterschaften zu Gedanken über eine Agrarreform anzuregen. Auch hier geht der Anfang auf die frühere Generation zurück. Was Sivvers 1805 proponierte und die Ritterschaften 1816–1819 durchführten—die Aufhebung der Leibeigenschaft—, hat seinen Urheber in Friedrich von Schouls-Afcheraden.

Indem diese Generation die Keime der vorhergehenden zur Entfaltung brachte, räumte sie andererseits mit den Residuen einer großen, aber müde gewordenen Vergangenheit auf. Sie beseitigte den Zopf. Sie legte die Puderquaste aus der Hand. Paul I. (1796–1801) war bereits eine unzeitgemäße Erscheinung auf dem Thron, seine Regierung ein antikisierendes Intermezzo. Er wurde gewaltsam beseitigt: er hatte eigentlich alles gegen sich. Vielleicht können wir aber gerade mit ihm und gegen ihn die neue Generation in die Provinzen einziehen lassen. Paul rief seine Untertanen aus Westeuropa heim, sie sollten in sterilisierter Luft, immun gegen revolutionäre Miasmen, ihrer Tage froh werden. Im Herbst des Jahres 1798 traf dann auch eine große Zahl liv-, est- und kurländischer Studenten in Berlin zusammen, um sich auf die Heimreise zu begeben. An der Grenze wurden sie auf verbotene Bücher untersucht. Nicht allen glückte es, ihre mit modernen Zitaten aus den „Räubern“, „Fiesko“ und dem „Lied an die Freude“ gespickten akademischen Stammbücher hinüberzubekommen. Ein Estländer, eines Schillerschen revolutionären Zitats überwiesen, strandete in Sibirien. Vor Riga müssen die regelwidrigen Hüte abgenommen, in Riga die liegenden Kragen wieder aufgerichtet werden. Aber Kaiser Pauls I. Tod, der 1801 starb, weil er nicht

leben lassen wollte, war das Signal zur Freiheit. Schon im Frühling desselben Jahres sah man in Petersburg jüngere Leute à la incroyable umherspazieren, während die alten sich nur schwer von Haarbeutel, Zopf und Dreispitz trennten. Alexander I. war der Mann, der leben ließ. Mit der Kaiserin Elisabeth am Arm spazierte er zu Fuß den Newski Prospekt hinunter. Da waren auf einmal die vierspännigen Wagen der Großen fossil geworden. In Petersburg war der Spaziergang entdeckt. Alexander kam in die Ostseeprovinzen. 20 Jahre lang erzählte man im Lande Anekdoten von dieser Reise: Gesprächsstoff für eine volle Generation. Arm in Arm mit Parrot, dem ersten Rektor der 1802 gegründeten Universität zu Dorpat, spazierte er an einem Frühlingstage 1804 zwischen der alten Domruine und den jungen Blütenbäumen des Dombergs. Jubelnd hatten ihn Studenten, Professoren und Philister an der steinernen Embachbrücke begrüßt. Er fühlte es selbst, daß er die Rolle des Phöbus spielte, nicht die des wolkenzerteilenden, sondern des strahlenden Lichtbringers. Der Zauber seiner jugendlichen Gestalt gehörte in den Morgen dieses Tages.

Denn mit der Begründung der Alma mater Dorpatensis war dem ganzen Lande seine Seele geboren, gleichzeitig erfolgte damit eine verstärkte Isolation, die sich unter Nikolai I. bis zur Verkapselung steigerte. Bedächtiger begann der Zustrom der Einwandernden zu sickern, seit Inländer den Bedarf an akademischen Berufen immer besser zu decken wußten, bis er in nikolaitischer Zeit mit den letzten Zuwanderern, diesmal merkwürdigerweise aus Süddeutschland, versiegte. Am Embach ist der Grundstein zur „baltischen Einheit“ gelegt worden. Zwei Generationen geistiger Inzucht züchteten einen Typus heran, der sich unbewußt zwar unter russischer Herrschaft bildete, bewußt aber erst gegen russische Alleinherrschaft aufgetreten ist.

Dichtung.

In der Lyrik ist diese Zeit am produktivsten. Alle wollen gern singen, auch die, denen Gesang nicht gegeben ward. Und alle lassen sich gern besingen. Der Vers ist plötzlich zum Volapük der Gesellschaft geworden: Der Monarch und der Handwerker verstehen einander in dieser Sprache. Die Poesie der besonderen Gelegenheiten, vor kurzem noch ein Schmuck für Fürsten, sie erklingt nun auch zum Preise und zur Erheiterung der schlichten Größen des bürgerlichen Tages: an Gräbern, die Ehrenmännern geschaufelt werden, zur Ergözung tugendhafter Matronen, an Taustagen hoffnungsvoller Bürger oder auch einfach für Freunde zu geselliger Freude. Neben Segelbachschen Jubelhymnen und Kantilenen, Kosegartschens Frühlingspredigten, Scherwinskyschen Oden und Hymnen auf Rußland, neben Bergmannschen Freimaurer-, Helbig'schen Bürgerkompagnien-, Bergessons Ernteliedern, neben Treys Husarenliedern, Kemyschen Rätseln und Charaden, Morgensterns didaktischen Gedichten, — stehen anonyme gesellige Lieder, Lieder für die rigasche Euphonie, für die rigaschen Unterstützungsgesellschaften, für — „meine Lina“. Wer die Reize eines Spaziergangs durch alte Straßen mit stillen, stilstrengen Profanbauten einer verklungenen Zeit goutiert, der kann sich diese antiquarische Pikanterie durch eine kleine Revue alexandrinischer Poeterei verschaffen. Dazu gehört aber der klare, breite Druck auf leichtvergilbten, breitrandigen Blättern, das kleine Handformat, für Spaziergänge auf Philosophenwegen bestimmt, der obligate, altliche Büchergeruch und ein Quäntchen-Staub. Was sie einem künstlerisch schuldig bleiben, ersetzen diese unbeachteten Brüder in Apoll durch jenen undefinierbaren feinen Duft, der bisweilen mehr sein kann, als der Duft Horebschen „Mooses vom Parnas“, Müllerscher „kleiner Gebüsch am Fuße des Pindus“, Vogelscher „Blumen auf dem Lebenspfad edler Menschen“ oder eines Kolbschen „Weilchenstraußes aus dem poetischen Blumengarten eines

Nordländers“,—jenen Duft, der in blauen Schleiern jede Ferne einhüllt, jenes bleue mourant, das allen toten Zeiten anhaftet, deren Berggipfel zur Höhe eines Grabhügels eingeschrumpft sind.

Die meisten dieser Dichter schlug Schiller in seinen Bann, dem im Baltenlande sein ältestes Denkmal 1813 gesetzt wurde: auf der Insel Pucht bei Werder—nicht weit von dem Ort, wo jetzt Walter Flex begraben liegt—am großen Sund. Auf der Rückseite des Obeliskens hat Frau Wilhelmine von Helwig die Worte anbringen lassen:

Die Dichtkunst reicht Dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit Dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie Dich umgeben,
Du schufst fürs Herz, Du wirst unsterblich leben.

Neben Schiller bannte Goethe, aber seine Wirkung war doch schwächer. Er gehört zu denen, die sich schwer kopieren lassen. Neben den Dioskuren von Weimar galt Matthiisson für einen großen Dichter.

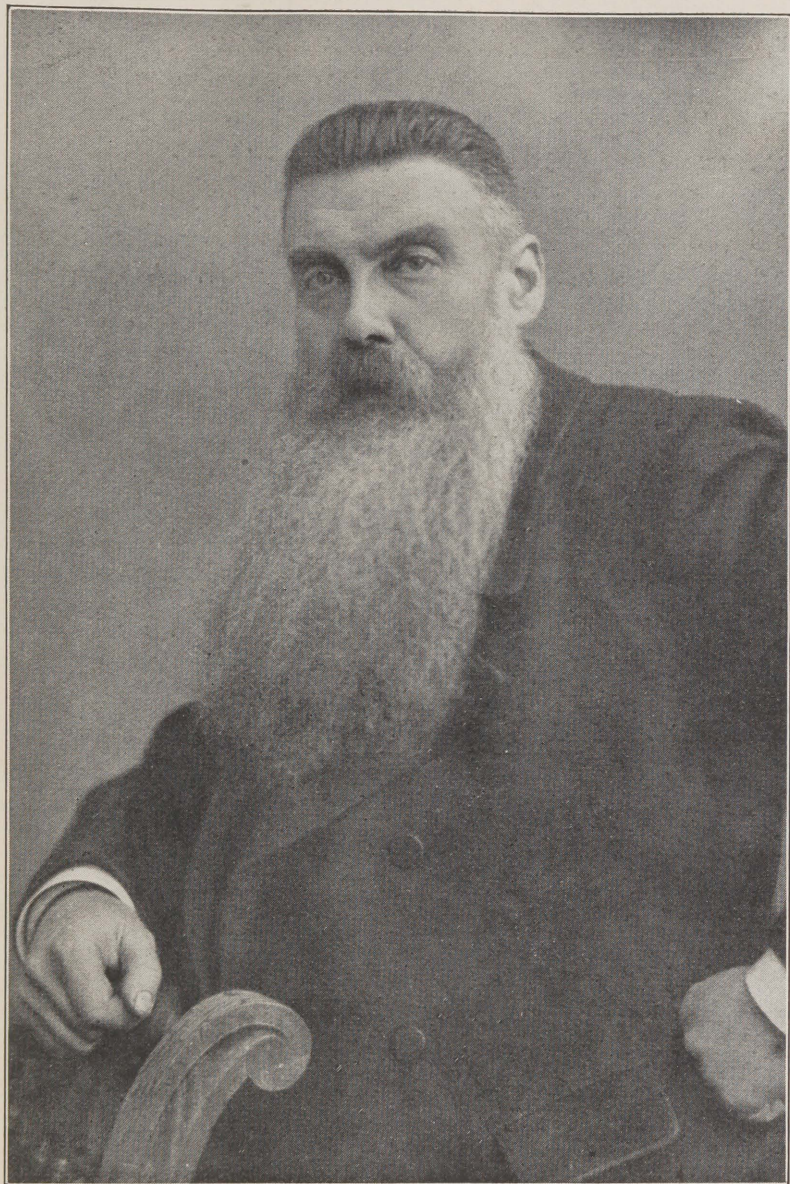
Von allen dichterischen Kunstformen hat sich das Drama im Baltikum am langsamsten und spärlichsten entwickelt. Wir haben Lyriker und Erzähler von Rang hervorgebracht, einen Dramatiker wie J. M. R. Lenz haben wir nicht wieder gehabt. Auch in der alexandrinischen Epoche stehen die Anfänge der dramatischen Kunst hinter den Leistungen auf anderen Gebieten zurück. Den dramatischen Bedarf bestreitet fast souverän der Thüringer August von Kogebue.

In der Prosa stoßen wir in dieser Periode neben Roman-, Halbroman- und Reisebilderautoren auf unseren ersten bedeutenden Journalisten und die älteste baltische Jugendschriftstellerin.

Dichter.

In Karl Graf (1767–1814) haben wir einen Künstler aus Schillers unmittelbarer Nähe, „einen der vornehmsten Vertreter der klassischen Literaturepoche in den baltischen Provinzen“. Von ihm, den auch Goethe kennen und schätzen lernte, schrieb Schiller an Körner: „Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon Du im nächsten Stück der *Thalia* eine Probe lesen wirst. Es ist ein herzlich attachiertes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Auserliches verrät in jedem Betracht das Genie.“ Die angekündigten Talentproben erschienen denn auch im ersten Band der „*Neuen Thalia*“ (1792): es waren „*Der Rheinfluss*“ und „*Erinnerung an die Schweiz*“, zwei Gedichte „eines jungen Malers“, denen der Dichter des „*Zell*“ Pate gestanden hatte. Sonst ist es Matthisson, der Graf' Poesie beeinflusst hat. In den Sizilianischen Distichen blüht das Licht des Südens. In den geistlichen Liedern leuchten stillere Farben eines nordisch zwiespältigen Gemütes. Sein Roman „*Eginhards Reise nach Chamony*“ handelt merkwürdigerweise nicht von Italien, dem die Seele dieses Dichters und Malers verschrieben war.

Kasimir Ulrich Böhlendorff (1775–1825), Mitauer, trat zu Hölderlin in nähere Beziehung. „*Wir haben ein Schicksal!*“ prophezeite ihm dieser. Nach langen Wanderjahren in Deutschland und in der Schweiz kehrte er in die Heimat zurück. Hier erwartete ihn nichts. Der unstete Hofmeister wurde zum Wanderer zwischen den Pastoraten des Gottesländchens. Ein Vagabund von Genie setzte Altkurlands patriarchalische Gastfreundschaft auf die Probe. Die Versuche, ihm wieder nach Deutschland zu verhelfen, scheiterten. An einem Apriltage erschoss er sich auf dem Gute Markgrafen, ein Hofmeister von 50 Jahren. Er zählt zu den ersten baltischen Lyrikern. Gesammelt hat man seine Lyrik nicht. Ein „*Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1803*“ edierte er mit G. R. H. Gramberg. Sein Jugenddrama „*Ugoline Gherar-*



Maurice von Stern

desca" (1801) rezensierte Goethe in der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung“.

In Karl Petersen (1775–1823) verehren wir den einzigen Dichter Altlivlands, der wirklich populär war. Das macht: er war zu sehr guter Livländer, um andere Landschaften der Poesie aufzusuchen, als die engste Umgebung. Er war stofflich bodenwüchsig und gegenwartsfroh bis zur Gelegenheitspoeterei. Dabei war er so geistvoll und künstlerisch begabt, daß ihm aus jedem Gelegenheitsgedicht ein wahres Kunststück gelang. Es war ein angeregter Kreis, der sich um Dorpats ersten Universitätsbibliothekar scharte und, da er sich bei Volkmer zu versammeln pflegte, kurz der Volkmersche hieß. Für seine Freunde dichtete Petersen, und nur für sie erschien 1846, ein Viertelsjahrhundert nach seinem tragischen Tode, sein „Poetischer Nachlaß“, der das alexandrinische Dorpat mit seinem burschikosen Krafthumor und seinem Idealismus so prächtig widerspiegelt. Es steckt ein Stück Kulturgeschichte in diesem „Nachlaß“, der nur in ein paar Exemplaren vorhanden ist. Außer Gedichten, wie man sie in dieser romantisch und klassizistisch abgeblassten Zeit so vollblütig und realistisch nirgends dichtete, enthält der Nachlaß die in meisterhaften Knittelversen gedichteten „Abenteuer von Keineke dem Fuchs, Lünig dem Spatz und Morholt dem Rüden“, und die prachtvolle Burleske für ombres chinoises „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel“.

Garlieb Merkel (1769–1850), Livländer, der vielumstrittene Verfasser der „Letten“, fand seine Stärke im politischen Leitartikel, im Feuilleton, in der Satire, und wurde unser erster Journalist von Bedeutung. Künstlerisch brachte er es zu-Halbromanen. Der Halbroman gleicht einem Kuchen, der aus Mangel an künstlerischer Feuerung nur halb aufging. Die Gestalten des Lebens laufen nur zur Hälfte verwandelt umher, etwa wie der Shakespearesche Caliban oder der jüngste der sieben Brüder aus dem Märchen, dem statt des Armes noch ein Flügel tierischer Realität anhaftet. Der „Rückkehr ins Vaterland“ (1798) und

der „Reisegeschichte“ (1799) folgten 1800 „Erzählungen“, 1802 „Randzeichnungen“, 1803 „Bruder Anton“ und 1807–1808 „Erzählende Schriften“. Neben ihm sei als Journalist von Bedeutung der Kurländer Friedrich Ludwig Lindner (1772–1845) genannt, der in einem Jahr mit Lenzens „Waldbruder“ als erster Balte mit einem großen Roman an die Öffentlichkeit trat („Wanderungen und Schicksale des Paters Abilgard“, 1797–1800, in drei Bänden). Ein Publizist im edelsten Sinn des Wortes war auch Karl Gustav Zochmann (1789–1830).

Ulrich von Schlippenbach (1774–1826) ist nächst Böhlen-dorff Kurlands bedeutendster Dichter in diesem Zeitraum. In seinen „Malerischen Wanderungen durch Kurland (1809) schlägt das poetische Herz seiner Zeit so vernehmlich, daß wer ihrem Wellenwurf im Ostseegebiet nachgeht, diese Wanderungen mitmachen sollte. Schlippenbachs Poesie tönt sanft und schlicht, wenn sie dem Spiel des Hirten nachklingt, der die Herde weidet. Es eröffnen sich dann weite ländliche Horizonte, und kleine Zartheiten huschen über den aufgespannten Himmel einer einfach geschürzten, aber gehaltvollen Kunst. In diese kurische Pastoralstille, der die französischen Schalmeyen etwas Präziöses und Entwildertes beizumischen, fährt nicht selten die pathetische Erregtheit einer hochgestimmten und leidenschaftlichen Zeit. Schlippenbach hat viel gedichtet, seine Verse finden sich in Sammlungen und Einzelausgaben. Ein längeres Gedicht „Die Wunderquelle“ (1792) und eine Sammlung „Lieder von Heidenreich, Baron Schlippenbach und Shakespeare“ (1793) eröffneten die Reihe seiner gesondert gedruckten Gedichte. Dazu gehören zwei Kantaten (1807), ein Band „Gedichte“ (1812), zwei Bände „Lebensblüten aus Süden und Norden“ (1816–1817) ein „Liederfranz“ (1821) und „Nachgelassene Gedichte“ (1828). Einen wertvollen Beitrag zur Poesie Kurlands in diesem Zeitraum bildet die von Schlippenbach herausgegebene „Kuronia“, eine Sammlung vaterländischer Gedichte kurländischer Dichter in drei

Bänden (1806–1808), die 1809 mit einem vierten Bande, der als poetisches Taschenbuch „Wega“ erschien, abgeschlossen wurden.

Unter den estländischen Dichtern ist entschieden der bedeutendste Alexander Rydenius (1800–1823), der in einem Alter starb, in dem andere beginnen. Seine Gedichte und sein Reisetagebuch wurden nach seinem Tode von einem Freunde herausgegeben (1826).

Es ist die Zeit der „Taschenbücher“, „Almanache“, Zeitschriften, Zeitungen („Livonas Blumenkranz“, „Mitauscher Almanach“, „Thuiskon“, „Tris“, „Ein Fidibus“, „Dörptsche Beiträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst“, „Neujahrsangebinde für Damen“, „Der Refraktor“, „Fama für Deutsch-Rußland“, „Rigasches Taschenbuch für den Sommergenuß“, „Das Rigische Theaterblatt“, „Rigasche Stadtblätter“, „Inländische Blätter“, „Ostseeprovinzblatt“ u. a.)

Von unschätzbbarer Bedeutung für das Theaterleben Estlands wurde der Thüringer August von Kosebue, der sich seine drei Frauen aus estländischem Adel holte und 30 Jahre lang (1783–1813) Stücke, die später die Welt faszinierten, für die von ihm gegründete Liebhabertruppe und das 1807 in der Breitstraße in Reval nicht ohne sein Zutun gegründete erste Revaler Theater in der Stille estländischer Schlösser oder Revaler Giebelhäuser schrieb. So entstanden hier u. a. „Menschenhaß und Neue“, „Indianer in England“, „Die Stricknadeln“ (auf eine Wette hin, er könne über jeden beliebigen Gegenstand ein Lustspiel machen, in zwei Tagen niedergeschrieben und sofort im Garten in Lodensee aufgeführt), ein Stück, das sich auch Goethes Lob erwarb, „Die beiden Zauberer“ (mit dem das Theater in der Breitstraße eröffnet wurde), „Der Flußgott Niemen und Noch-Jemand“ (das dem aus Rußland flüchtenden Napoleon im Baltikum den Spitznamen „Noch-Jemand“ eintrug). Im Laufe zweier Jahre schrieb er mehr als 20 Schauspiele. Wenn irgendwo dieser einst so gefeierte und so geschmähte Mann ein

Interesse erweckt, so ist es in Estland. Daß es auch heute nicht erloschen ist, beweist der kleine Roman Theophile v. Bodiscos: Dorothee und ihr Dichter.

Von Kockebues Romanen und Erzählungen sind bei uns nur erschienen: Der autobiographische Roman in zwölf Kapiteln „Die Geschichte meines Vaters“ (1788), die historische Novelle „Ildegerte“ (1788) und der Roman „Leontine“ (1808). Sie wurden in unseren Provinzen vielfach verschlungen. Was Carl Petersen in seiner Burleske von der Prinzessin mit dem Schweinerüssel von ihrer Herrin sagen läßt, stimmt sicher auf manche Herrin in baltischen Landen:

Zofe: Und hör'! mit ihrer Naserei

Für die neue Schule ist's ganz vorbei!

Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,

Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,

Behauptet, daß er kein Deutsch versteht

Und im Purpurtalare barfuß geht.

Auf Schiller flucht sie zwar auch wie besessen,

Doch kann sie ihn nicht so ganz vergessen;

Und wird sie pathetisch oder auch grumsig,

So haut sie mit seinen Prachtfloskeln um sich.

Der Schelling ihr nun keinen Schilling gilt,

Beim bloßen Namen schon wird sie wild.

Aber Kockebue und Merkel—

Hanswurst (lachend):

Pagat und Skis!

Zofe:—Sind ihr Halbgötter und Urogenies.

Am Lichte Kockebues entzündeten sich in Estland die Dramatiker: Knorring, die Brüder Arvelius, G. Baron Ungern-Sternberg, Wetterstrand, Ignatius, Müller, Wunder.

Die Dramatiker, die Riga in dieser Zeit hatte (Budberg, Hentsch, Lenz—ein Neffe des großen Lenz—Lüderwald, Albanus,

Streich, Truhart, Kaffka, Eckardt, N. vom Berge, Trinius, Trautvetter) reichten an Kosebue nicht heran.

Auch in Pernau regte sich die dramatische Muse (Sivers, Dittmer). Mitau bezog seine Theateraufführungen von Riga.

Zu den geistvollsten, zugleich merkwürdigsten Frauen des 19. Jahrhunderts gehört Juliane Barbara von Krüdenere (1764–1824). Sie schrieb einen Roman in französischer Sprache – die in Paris Sensation erregende „Valerie“ (1803), die in Dorothea v. Schlegel und Helmine v. Chezy 1804 ebenbürtige Übersetzerinnen fand. Die junge Dame – übrigens eine Tochter des „rigaschen Ludwigs XIV.“, des Geheimrats und Theaterbesizers D. H. v. Vietinghoff – war stolz darauf, daß die Pariser eine Zeitlang Handschuhe à la Valerie trugen, wie sie eine Generation später für Handschuhe à la Chopin schwärmten.

Unsere älteste Jugendschriftstellerin ist die Livländerin Karoline Stahl, die in ihren Tieck nachempfundenen Dichtungen der erste Anwalt der Romantik bei uns wurde.

Unser baltischer Münchhausen ist der Kurländer Johann Heinrich Baumann. „Jäger, Jagd- und Tiermaler, lettischer Schriftsteller und Bauernfreund, würdiges Mitglied der Rigaer Jagdgesellschaft und trefflicher Erzähler von ‚Jagdanekdoten, die zwar mehrentsils ans Lügenhafte grenzen, aber sich doch wirklich zugetragen haben‘ (1817), ist er, nach Eckardts Worten, ‚ein Typus aus den harmlos fröhlichen Tagen der kurlischen Herzöge und des Alt-rigaschen Lebens vor jener Katastrophe der 40er Jahre, die uns alle mehr oder weniger mit des Gedankens Blässe angekränkelt hat.“ Ihn an das Licht der Gegenwart gezogen zu haben, ist das Verdienst von Arthur Knüpfper.

Ganz besonders groß ist in diesem Zeitraum der Anteil der Ausländer am Aufbau des Geisteslebens im Baltikum. Namentlich die neugegründete Universität Dorpat (1802) zog bedeutende Ausländer an. Hier seien nur einige Namen von Männern, die sich auch literarisch betätigt haben, genannt: Kosegarten (Mecklen-

burg), Köchy (Niedersachsen), Morgenstern (Magdeburg), As-
muß (Lübeck), Trinius (Thüringen), Langhausen (Königsberg),
Michelson (Schweden), Brenneke (Magdeburg), K. vom
Berge (Schlesien), F. Eckardt (Berlin), K. G. Sonntag
(Sachsen), La Coste (Lausitz), Helbig (Braunschweig), Lau-
rentz (Thüringen), Trautvetter (Thüringen), Cammerer
(Bayern), Schulz (Magdeburg), Engelmann (Bayern),
Lüderwald (Berlin).

IV

Die Zeit Nikolaï's I.

(1825—1855.)

Als 1833 Julius Eckardt der Ältere nach vierjähriger Burschen-
zeit aus Dorpat nach seiner Vaterstadt Riga zurückkehrte, da er-
kannte er sie nicht wieder. Es waren Veränderungen eingetreten,
die selbst von einem Rigischen Kind eine „Reorientierung“ for-
derten. Der alte Sonntag war schon früher heimgegangen, ihm
war Paulucci gefolgt, unter dem Riga so glücklich gewesen war.
Ein neues, anders denkendes Geschlecht hatte neue Menschen und
Sitten aufgebracht, ja—ein neues Zeitalter (so schien es) war
eingeleitet.

Im Grunde waren die Männer, die ein Menschenalter regiert
hatten, daran schuld, daß diese Veränderung nicht schon früher be-
merkbar geworden war: sie waren begabter, als die nach ihnen
kamen, und sie lebten länger, als sie sollten. Das junge Geschlecht
aber, durch keine Gaben ausgezeichnet, hatte zu warten. Es rang
nicht, es geduldete sich. Es rückte lautlos in die Lücken, die der Tod
riß, bis die letzten der alten Garde das Zeitliche gesegnet hatten.
Dann übernahm es deren Erbschaft, und—wucherte nicht mit ihr.—

Auf dem Wiener Kongreß (1815) war es ruhig geworden in
Europa, bald wurde es sogar still. Die Reaktion setzte ein, die

Ara Metternichs und seines kaiserlichen Handlangers Nikolaus I. Die Welt wurde mit Hamlet zu sprechen ein Gefängnis, in Rußland zum militärischen zur Kaserne. Auf den riesigen Höfen der gelbgetünchten Kasernen Petersburgs exerzierten die Soldaten mit der Präzision von Automaten; in der Verwaltung arbeiteten Beamte mit der Pünktlichkeit von Militärs. Ein eisernes System strahlte vom Winterpalais aus, das bedingungslose Unterordnung verlangte, den kleinen Geistern vielfach zum Segen, den großen zum Verhängnis wurde.

Es ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß von dem Geschlecht der nikolaitischen Zeit vieles versäumt worden ist. Man hat vom „faulen Frieden“ dieser Epoche gesprochen, von der Unentwickeltheit der politischen und wirtschaftlichen, der kirchlichen und der geistigen Zustände. Man hat den Mangel an Köpfen bemerkt und den Überfluß an Optimismus dieser Köpfe getadelt. Und doch wanderten gerade in diese Zeit der Erstarrung, der Unfähigkeit und der Bequemlichkeit die Gedanken all der fähigen Köpfe der nächsten, so sehr begabten Generation zurück, als in ein Eden, aus dem kein Ufas sie vertreiben konnte, da es für alle Zeiten von der Erde gerückt war. Was Bertram erzählt, wonach die Hehn, Eckardt und Pantenius sich auf der Höhe ihres Lebens so sehnsüchtig umgeschaut haben,—das war das Livland ihrer Jugend, das nikolaitische, das reaktionäre, das war das „alte Livland“, die Kolonie inmitten des Russischen Reiches, die es zu Zeiten Alexanders II. nicht mehr war.

Es scheint, als habe das letzte kolonial lebende baltische Geschlecht es darauf abgesehen, sich den Genuß des Daseins nicht verkümmern zu lassen, solange es eben genossen werden konnte. Es zog in ein fertigbereitetes Haus, und es nahm sich offenbar vor, nichts zu berühren. Eine ängstliche Scheu, auch nur das geringste anders zu stellen, beherrschte Führende und Geführte. Vielleicht hat kein baltisches Geschlecht treuer am Wahlspruch der Livonen gehalten, als dieses letzte „altlivländische“: „Es bleibe beim Alten!“ Es ist

die Blütezeit des Dörpftchen Burschenlebens, das in dieser Zeit seine klassischen Verherrlicher im Liede findet. Das Gefühl, einmal jung und frei gewesen zu sein, mußte vorhalten für ein ganzes Leben von Beharren und Schweigen. Von Talleyrand stammt der Satz: „Wer nicht vor 1789 in Frankreich gelebt hat, weiß nicht, was Leben heißt.“ Leo Tolstoi hat ihn auf das Rußland nach 1850 angewandt, Julius Eckardt auf das Livland vor 1850. Es waren damals alle Bedingungen gegeben, die zu einem „Idyll“ gehören. Eine „geschlossene Hauswirtschaft“ waren die Provinzen der vorhergehenden Generation gewesen, aber mehr noch wirtschaftlicher als geistiger Natur. Man kleidete sich in hausgewebte Stoffe (die Seestädte mögen eine Ausnahme gebildet haben), aber man bezog seine Hauslehrer und seine Bücher aus dem Ausland. Man studierte draußen, man reiste hinaus, und man wucherte mit seinen Geistesgaben—wenn sie „brotlosen“ Künsten zugewandt waren—erfolgreicher in dem Lande Goethes als in dem Jakob Lenzens.

Die nikolaitische Zeit kannte kein Ausland. Sie reiste nicht. Sie war insularisch und illusorisch zugleich veranlagt. Sie lebte ohne Horizont, ganz dem Interieur zugewandt. Wer sie malen wollte, sollte den spitzen Pinsel der Holländer brauchen. Ein Interieur, in dem jedes Ding bis auf die Fliege am Krug treu und scharf in der Kontur wäre, ein Nebeneinander von Dingen, die alle nur Inseln sind, ohne Übergänge und Brücken; ein Interieur, in dem die Herren und Damen zu faul sind, die Drangenschalen vom altväterischen Boden zu heben, und zu bequem, ein Fenster zu öffnen.

Diese Zeit reiste nicht, weil sie kein Bedürfnis besaß, denn ein solches setzt sich selbst über die Paßschwierigkeiten der Reaktionszeit hinweg. Bis Mitau, Neval oder Petersburg gekommen zu sein, war für einen Dorpatenser eine Seltenheit. Fremd standen sich die drei Schwesternprovinzen gegenüber. Wer aus einer in die andere übersiedelte, nahm Abschied fürs Leben. Schroff standen sich die Stände gegenüber, schroff die Stadt dem Lande, die größere See-

stadt der kleinen Landstadt. Es war, als habe die große Ekstase der Zeit in die entferntesten Winkel durchgegriffen und alles zu harten Formen kristallisieren lassen.

Die Zeit war nun aber auch illusorisch veranlagt. Der nach innen gekehrte Blick schuf sich innere Horizonte, über denen Traumgestalten aufstiegen, die sich als Produkte des Gemütes erwiesen. Man sang nicht allein Kogebues Lied vom wechselnden Mond, und hätte ihn doch so gerne für immer an den Himmel genagelt, man sang auch mit Vorliebe Wehrauchs Lied von der Erde und ihrem stillen Flug nach Osten.

Nach Osten geht, nach Osten
der Erde stiller Flug...

Da tauchte zum Schluß eine Traumgestalt auf, zu der das bißchen metaphysische Bedürfnis der Zeit, das Taschentuch noch immer zwischen den Fingern, die Arme hinstreckte. Man tanzte, sang, jagte, plauderte—und wenn man tief wurde, wurde man idealisch und gemütvoll. Dann gebar der innere Horizont „Gestalten“, von denen wir kaum zu sagen wissen, ob sie die griechische Eklamys, den katholischen Madonnenmantel oder das Laken der Seligen anhielten.

Die nikolaitische Zeit war nicht religiös, sie war nicht einmal kirchlich. Der Nationalismus der alexandrischen Epoche war mit seinen Verfechtern nicht gestorben, aber seine Blüte war dahin. Er zeitigte nur noch Spätfrüchte. Eine Kanzelerscheinung, wie den alten Sonntag († 1827), einen Journalisten vom Schläge Merckels († 1850), einen Gelehrten von dem Gewicht Graves—wie sie Riga gleichzeitig in seinen Mauern sah, hat das folgende Geschlecht nicht aufgebracht.

Die Führer des Nationalismus gingen dahin, aber das Heer blieb. Auch hier wurde vom Erbe gezehrt. Vielleicht ist niemals in baltischen Kirchen so schwunglos gepredigt worden, als es diesem Geschlecht geschah. Es hat rohere und ungebildete Pastorengene-

rationen gegeben, doch mögen ihnen allen die apokalyptischen Reiter einmal im Leben lebendig geworden sein, Pest, Not und Tod ihrem Wort verliehen haben, was Menschen erschüttern, trösten oder aufrichten kann. Dies Pastorengeschlecht hatte nie gebebt; weder der Ruf des Lebens noch der Gottes ist in ihre Predigten gefahren. Was sie gaben, war—wenn sie nicht von der Landwirtschaft, der Weltgeschichte oder der Philosophie des gesunden Menschenverstandes sprachen—Moral: das Leben würdig zu leben, aber weder in Hinsicht auf den gestirnten Himmel, noch auf das Gesetz des Innern, sondern lediglich in Rücksicht auf das Angenehme eines Bürgerwandels, der niemand ärgert und von niemandem geärgert wird.

Neben dem kirchlichen Rationalismus bestand Herrnhut fort. Auch hier lebte man von der Saat, die frühere gesät hatten, nicht zuletzt E. D. Lenz (1720–1798), des Dichters Vater. Herrnhuts Wirkung, unter den Bauern stetig wachsend, gewann in dem Kurator der Dorpater Hochschule Lieven einen Freund, der rationalistische Professoren absetzte und pietistische dafür einsetzte. Er blieb bei den Theologen, aber auch das war schon viel. Als der letzte Militärwissenschaftler, Professor Alderkas, Dorpat verließ, ging er—der Mann der Kanonen und Bastionen—nach Herrnhut.

Das Geschlecht, das religiös lau war, war auch politisch indifferent. Wie es nicht reiste, selten in die Kirche ging, so las es auch keine Zeitungen. Es brauchte sie nicht, weil es kein Bedürfnis hatte, und weil es keines hatte, gab es im Lande nur ein Tagesblatt, die „Rigasche Zeitung“. Dafür gab es Wochenblätter und Wochenschriften, von denen es aber nur wenige zu einer kurzen Lebensdauer brachten; die meisten starben an Anämie oder Mangel an Interesse. Am rührigsten war man noch in Riga und Dorpat, daneben kamen nur Reval und Mitau in Betracht. Was konnten diese Blätter auch behandeln! Eine Öffentlichkeit gab es nicht. Was die Landtage beschloßen, was die Magistrate berieten, es geschah hinter verschlossenen Türen, und niemand interessierte sich dafür. Was

draußen geschah, das vermittelten einige prominente deutsche Zeitungen, wie etwa die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, aber auch um sie riß man sich nicht. Man suche aber nach einem internen Ereignis, das die Gesellschaft irgendwie berühren konnte. Von 1812 bis 1848 lebte man der Meinung, daß überhaupt nichts mehr passiert sei.

Dichtung.

Die Lyrik der Zeit hat von den zwei Gesichtern, die sie in Deutschland besaß, nur eines: das romantische der Eichendorff, Heine, Lenau und Freiligrath. Das andere Gesicht, das politische der Herwegh und Kinkel, ist in den Poesien der Balten nirgends widergespiegelt. Smets, der es bisweilen erkennen läßt, ist zu wenig Balte gewesen; die anderen aber, die im Lande blieben, haben es nie besessen. Nie ist hier das Pathos des politischen Kettengerassels zur Harfe erklingen, es durfte nicht erklingen, und es wollte auch nicht. Und doch ist auch hier unter dem äußeren Druck der Reaktionszeit gelitten worden, aber so stumm, daß der Schmerz erst vernommen werden muß. Allerdings haben nur die Besten des Landes „die Tragödie des baltischen Wesens“ empfunden, aber die auch bis zur Selbsterstörung, — des baltischen Wesens, „das nicht leben und nicht sterben kann, das ein Patriotismus ist ohne Vaterland, ein Streben nach Nationalitätstreue ohne Nation, und wo den Kindern des Landes die traurige Alternative gestellt ist, ihre Heimat gar nicht oder unglücklich zu lieben“. Wieviel Lieder sind zwischen Narowa und Memel nicht gesungen worden, wieviel Leben, der Besten, sind nicht voll gelebt worden, in dem Stil, der ihnen anstand. Wieviel Schöpferglück ist ungenossen geblieben, und wieviel Schöpfertragik ist hier getragen worden, — stumm, wie man auf baltischem Boden zu tragen gewohnt ist, — ohne Klage. Man hat die nikolaitische Zeit ein Jöhyll genannt, und nicht mit Unrecht. Aber Jöhyll auf die Dauer sind nur dem Mann vom Mittelmaß zuträglich und erträglich. Die andern sterben gelegentlich daran.

Die Lyrik dieser Zeit steht stark unter deutschem Einfluß, der russische fehlt völlig. Wir finden Einflüsse von Klopstock bis Freiligrath. Die „Schneeglöckchen“ (1838) vertreten den Übergang von der Salis-Matthiassonschen in die Uhland-Heinesche Dichtweise; besonders machen sich einige Zideböhl'sche Gedichte, als hätte sie Heine gedichtet, wenn er Zideböhl gewesen wäre. Heineschen Einfluß weist auch Stern auf, aber er ist weit begabter, als sein Landsmann; auch Platen, Kerner, Zieck und Eichendorff haben auf ihn eingewirkt.

In den „Gedichten aus Dorpat“ (1845), deren Verfasser unbekannt blieben, klingen Uhland, Heine und Freiligrath nach, während in den „Balladen und Liedern“ (1846) Schiller, Uhland, Eichendorff, Lenau und Heine sich geltend machen. Daß Goethe überall mitwirkt, braucht nicht jedesmal gesagt zu werden. Die Dramen dieser Zeit sind sämtlich, wenn sie nicht für die Bühne geschrieben wurden, Buchdramen geblieben. Nasafin hat gegen 20 Dramen nicht drucken lassen, und Rosen nur eines deutsch, alle übrigen russisch. Riekhoff hat die Hälfte im Schreibpult behalten, verstand es aber, sich als Opern-, Singspiel- und Kantatendichter auf die Bretter zu schmuggeln. Rutenbergs Dramen sind nicht einmal im Lande gedruckt worden, und Smets, Sternberg und die Brüder Maltiz haben überhaupt nicht im Lande geschrieben. Aufgeführt wurden die Stücke der Bühnennahen: der Schauspieler, die meist Ausländer waren, und ihrer Freunde.

Die nikolaitische Zeit mied die Prosa als Ausdrucksmittel. Sie hat Lyriker und Dramatiker zur Genüge hervorgebracht, aber nur einen Mann, dem der Stil der ungebundenen Rede Selbstzweck genug war,—das war Alexander von Sternberg. Wo sind die Prosatiker der Zeit geblieben? Warum hat keiner auch nur einen Band geliefert und der eine 37? Der Roman und seine Abart, die Novelle, erfordern ein Milieu, das Probleme aufgibt, in diesem aber Naturen, die problematisch sind, weil sie sich entwickeln. Beides fehlte im kolonialen Baltensland. Es stand und

starrte in allen Regionen der Um- und Inwelt, und kein beschleunigtes Herzklopfen, keine Freundschaften und Lieben waren imstande, das Rad des Werdens über den toten Punkt zu bringen. Es war ja alles geworden, Verhältnisse, Menschen, Anschauungen; es brauchte nur noch zu bleiben. Alexander von Sternberg hat seine Stoffe und Probleme in Deutschland gefunden. „Baltische“ Romane hat er nicht geschrieben, vielleicht hat man ihn deshalb so vergessen. Er gleicht hierin den modernen „Balten“: sie selber wissen es, was sich zwischen ihren Zeilen an reichsfremden „baltischen“ Tiefen auftut, daheim hat man das Organ verloren, diese feinste Destillation heimischen Wesens in unbaltischen Stoffen zu erfühlen.

In allen drei Dichtungsgattungen ist Estland in dieser Zeit führend. Den „Kurona“ und „Livona“ der früheren Epochen gesellt sich ein „Esthona“ hinzu (Herausgeber Franz Schleicher).

Dichter.

Wir beginnen mit dem bedeutendsten Vertreter dieser Epoche: Alexander Frhrn. v. Ungern-Sternberg (1806–1868).

Er wurde im altertümlichen Haus Noistfer (das nicht bei Reval liegt!) geboren, die Kronen lichter Birken haben ihm zu Häupten gerauscht, und er hat dies Rauschen spät noch vernommen, als er bereits Erinnerungsblätter streute. Er war acht Jahre, als man ihn nach Reval brachte, an das er später als Smets zum Auslandsbalten geworden tiefer zurückgedacht hat als dieser. Die gotische Dunkelheit St. Olais vor dem Brande, die erregende Sprache seiner geschwärzten Wappenschilder, vermoderten Federbüsche und zerfetzten Fahnen haben stets das Unterbewußtsein dieses Kavaliere der Salons vor 1848 ausgefüllt, dessen feine Hände, selbst wenn sie Crebillons Feenmärchen hielten, doch nie jene nachgeborene, gleichsam subkutane Spannung verloren, die einem ritterlichen Geschlechte noch in den Handnerven sitzt, das einst die

Kreuzesfahne umspannte, um sie ins Land der livischen Heiden zu tragen.

Über Brigittens Ruine ist ihm, dem Jüngling, Tieck's mondbe-glänzte Zaubernacht aufgegangen, in den Schlössern zu Hapsal und Lohde hat er Ritterromantik im Stil des Karl von Bernerck erlebt. Das Theater des Herrn von Kosebue aber—zahllos und immer interessant,—gab dem künftigen Rivalen des Fürsten Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn jenen Stil, dessen entzückender Plauderton zuerst doch wohl in den Salons der Sevigné und Lenelos erklang.

In Dorpat war er Schüler und Student. In Petersburg sah er Nikolai I. Das bedeutete etwas für sein Leben. Dann ging er —24 jährig—nach Deutschland (1831).

Hebbel meint, jeder bedeutende Kopf gehe einmal in einem anderen auf, bevor er autonom werde. Sternberg verlor sich an Tieck, an seine Novellen, wie er sich einst an seine Märchen verloren hatte. Die Personen des „Lessing“, des „Molière“, des „Edward“ sind Tieck'sche Puppen, sternbergisch ausgestopft, denen lange Zettel mit nicht endenden Diskursen aus dem Munde hängen. Nur die „Zerrissenen“ sind original, das eigentliche Werk seiner byronistischen Jugend, bei allem Abstand doch ein Pendant zum Werther, in seiner Wirkung ihm nahe. Sternberg wurde berühmt und taufte—im Todesjahr Goethes auftretend—die nachgoethesche Zeit.

Er hatte es gemacht, wie Goethe, bevor er nach Weimar ging; er war etwas herumgeirrt: In Dresden, wo der alte Tieck jahraus jahrein am Tischchen mit zwei Lichtern las,—in Nürnberg, wo immer noch Wackenroders Geist umging,—in Nauheim, wo zwei fürstliche Napolionidinnen das Deutsche radebrechten, aber wundervoll spielten und zeichneten,—im Schwabenlande, wo Kerner Gespenstern Berweise erteilte und Uhland sang und schwieg,—

in Baden-Baden, wo im benachbarten Schwetzingen Rokokogärten im Stil Le Notres wolkten, als wären sie bereits eine Dekoration der Contes bleues geworden. In diesen Gärten geschah es, daß Sternberg die Hand Fiecks losließ. Hier entstanden die Studien zu seinem ersten großen Roman, zur „Galathee“.

Wie Goethe ging er nach Weimar (1834), und der Hof öffnete sich auch ihm. Der große Schatten des Geheimrats lag noch auf der kleinen Stadt, als er selber bereits um die Ecke des Lebens verschwunden war. Es war auch nicht bon genre von Goethe zu sprechen. „Man hatte ihn nun so lange gehabt, man hatte ihn so recht eigentlich satt bekommen, nun war er endlich fort, man war herzlich froh, den Dalai Lama abwesend zu wissen, um einmal auch sich mit etwas anderem zu beschäftigen.“ Und so war Weimar ein unbeschreiblich angenehmer Ort geworden, gerade dann, als die großen Götter gegangen und die kleinen geblieben waren. Hier, in der Atmosphäre der guten alten Salons, wo nicht nur Augen und Lippen vom kaskalischen Quell genippt, wo selbst die Toilette „bedeutend“, das heißt zur „toilette parlante“ geworden war, hier versiel Sternberg in jenen Traum, der ihn in Schwetzingen angewandelt hatte. Er saß im Feentempel des 18. Jahrhunderts und lag auf dem Sofa Crébillons, er lauschte den Märchen Gressets und dichtete selbst ein langes, langes Märchen, den „Fortunat“. Ihm benachbart marschierte das Junge Deutschland auf, von den Bäumen der Pariser Boulevards ließ die Spottdroffel des deutschen Dichterwaldes ihr helles Lachen erklingen, die Nachkommen der kleinen deutschen Sonnenkönige hatten nunmehr „Verfassungen“ zu geben, statt Gärten anzulegen,—aber in diesen Gärten, und zuletzt in denen Augusts des Starken („St. Sylvania“), verträumte ein Nachgeborener die Gegenwart. Als er erwachte, wehte es märzlich.

Als Sternberg 1841 nach dem Berlin Friedrich Wilhelms IV. kam und seine berühmten Salons betrat, schlossen sich die Szenarien des Kokoko hinter ihm, und er schrieb den Roman „Diana“, der in Berlin spielte und soziale Fragen aristokratisch behandelte. Der Umschwung war ein völliger. „Es wäre mir nicht mehr möglich gewesen, eine Galathee oder einen Fortunat zu schreiben.“ Auf Crébillon folgte Dickens, auf das 18. das 19. Jahrhundert. Des Lebens Nadir überm Scheitel, öffnet er die Augen und erblickt Wirklichkeiten. Das Zeitbewußtsein erwacht, die Ereignisse der Welt gewinnen Kontur. Die Romane „Paul“ und „Susanne“ verfolgen die Spur der „Diana“. Wie schmerzhaft scharf aber werden die Dinge, als es 1848 schlägt. Der Mann, der Pariser Revolutionen lästige Aufruhr schalt, der 1831 aus Rußland kommend kaum etwas über die polnische Revolution wußte, die Europa elektrifizierte, er, dem Politik eine Angelegenheit der Kabinette, und zwar eine langweilige war—er hörte den widerwärtigen Ton der tausend Kehlen unter seinem Fenster. Nun fühlte er die Spannung in der Hand, die uralte von der Kreuzfahne stammende, und schrieb die „Royalisten“ für die „Kreuzzeitung“ der Hohenzollern. Man schickte ihn nach Erfurt, man forderte statt royalistischer Belletristik belletristische Politik, aber wie er auf dem Gymnasio zu Dorpat Aufsätze nur in Novellenform zu geben verstand, so vermochte er jetzt Politik in keiner anderen zu geben, und versagte.

Über den letzten Berliner Jahren liegt der Herbst. In den Salons wehte es kühl, er war erledigt. In seiner Seele wehte es kühl, denn die späte Klarheit eines geneigten Lebens hob ihn immer höher über Standes- und Zeiturteile empor. Es liegt ein souveränes Spiel, ein spätes, mit beziehungslos gewordenen Dingen im Scherz der „Braunen Märchen“, so giftig sie auch sind.—Er hatte die Sinnlichkeit geliebt, weil er die Grazie hatte, sie zu stilisieren. Nun trug er die Folgen: „Eine hohe, imposante, durch ein langjähriges Rückenmarksleiden gebrochene Figur, ein anziehendes,



Gertrud von den Brincken

geistvolles Gesicht, das noch die Spuren der früheren regelmäßigen, nur etwas kalten Schönheit trug, eine elegante Toilette à quatre épingles, feine aristokratische Formen, mit einem leichten Anflug von Sarkasmus und schmerzlicher Verbitterung.“

★

Als Sternberg 50 wurde, verließ er Berlin und ging nach Dresden. Hier schrieb er seine „Erinnerungsblätter“, wie eben nur er Memoiren schreiben konnte: Im Stil der glänzendsten Memoirenliteratur aller Völker, mit dem Geist, der ihm unbestritten eigen war, mit der Tiefe, die man ihm abspricht. Aber wenn ein sicherer Instinkt und ein erlesener Geschmack Anspruch auf Tiefe erheben, so ist sie bei Sternberg da. Er hat in Dresden an biographischen und historischen Romanen gearbeitet. Man denke an Scott in diesem Alter. Wenn die Produktionskraft müde wird, stützt sie sich auf den Stecken der Geschichte. Eines Tages legte er die Feder hin und schrieb nicht mehr. Nach einigen Jahren ging er zu Bett und stand nicht mehr auf. In Mecklenburg liegt das Gut, auf dem er begraben wurde.

Als man in der Heimat von seinem Tode erfuhr, rührte sich keine Feder. Auch als 1906 sein 100jähriger Geburtstag kam, rührte sich keine Feder. Erst 1919 gab Joachim Kühn die „Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit“ gekürzt heraus.

„Und doch umschließen seine Bücher einen glitzernden Reichtum bester Fabulierkunst, und wenn auch manche Lösung unwahrscheinlich, mancher Charakter absichtlich, manche Wendung nur allzu flüchtig scheint, so bleibt Alexander von Sternberg trotz allem einer der begabtesten und formgewandtesten Nachfahren der romantischen Schule, vielseitig wie keiner seiner Zeitgenossen, aristokratisch wie Pückler, geistvoll wie Heine, phantastisch wie Tieck, anregend selbst dort, wo er in die Irre geht.“

Wilhelm Smets (1796–1848) hat ein so buntbewegtes Leben geführt, wie keiner seiner baltischen Zeitgenossen. Es ist

schuld daran, daß wir diesen bedeutenden Lyriker der Generation kaum zu den Baltten zählen dürfen, da es ihn uns in frühester Jugend entführte. Er hatte Theaterblut in den Adern. Sein Vater war Theaterdirektor in Reval, seine Mutter die gefeierte Schauspielerin Sophie Schröder, die außer ihm in zweiter Ehe auch der großen Wilhelmine Schröder-Devrient das Leben schenkte. In Aachen erzogen, ist Smets Offizier und Hauslehrer, Schauspieler und Prediger gewesen. Als Domherr ist er dann 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt worden, ist aber im selben Jahre gestorben. Es ist wahr, „das alte Reval mit seinen Türmen und Mauern hat auch in seine späteste Erinnerung hineingeragt“, doch hat ihn seine Sehnsucht nie wieder an die estländische Küste geführt. Smets' Poesien umfassen einige Bändchen.

In Roman Freiherrn v. Budberg (1816–1858) verehren wir einen unserer besten Lyriker. Was wir von ihm besitzen—ein Bändchen „Erste Lieder“ (1838), als zweite Ausgabe „Gedichte“ (1842) betitelt, und seine Übertragungen aus Puschkin und Vermontov—sind Werke eines Mannes, der noch kein Menschenalter erreichte. Auf Strandhof bei Reval wurde er geboren, studierte in Dorpat, genoss Deutschland zwei Jahre und gehörte in Berlin dem „Tunnel an der Spree“ an. Als er nach Reval zurückkehrte, ließ er seine Gedichte erscheinen. Man fühlt, daß er mehr besaß, als er gab, und daß er mehr gab, als es die Verhältnisse, in denen er lebte, gestatteten. Vielleicht hat er am stärksten darunter getragen, unter einem Himmelsstrich zu dichten, wo die Musen und Grazien zwar immer Aufnahme, aber viel seltener einen Ehrenplatz am Tische der Gesellschaft fanden.

Er und Andreas v. Wittorf (1813–1886) gehörten zu den gelesensten Dichtern ihrer Zeit. Wittorf hat bis zum 42. Jahr auf stillen Gütern, nachher ein Menschenleben in Wenden zugebracht. Er hat das Kolonialleben des alten Livland überdauert. Seine „Gedichte“ (1844) und Beiträge zu den „Balladen

und Liedern" (1846) fielen in die Übergangszeit zur Reformära.

An den „Balladen und Liedern“ war auch Karl von Stern (1819–1874) beteiligt, dessen spätere Gedichte Leopold v. Schroeder herausgegeben hat (1877). Seine Jugendgedichte hat er als begeisterter „Livone“ veröffentlicht.

Damit kommen wir auf die „Studentendichtung“.

Die Sammlung „Schneeglöckchen, deutsche Lieder aus den Ostseeprovinzen“ wurde von Arnold v. Tiedbühl und Wilhelm Schwarz, die selbst Dichter waren, herausgegeben (1838). Durchweg alle „Schneeglöckchen“-Dichter waren Jünger der alma mater Dorpatensis.

Die „Gedichte aus Dorpat“, die in einem Kreis dichtender Dorpater Kommilitonen, von denen keiner seinen Namen nennt, entstanden (1845), wurden von J. Th. G. v. Rieckhoff herausgegeben.

Der „Burschenkönig“ war Christian v. Stein, der spätere Landmarschall von Livland, der seine „Gedichte“ 1839 erscheinen ließ.

Der Burschenliederkönig war jedoch Georg v. Grindel (1810 bis 1845), Dichter und Komponist zugleich. Seine „Lieder mit Begleitung des Pianoforte“ erschienen 1836.

In Dorpat studierte auch der Lübecker Friedrich Hinze, der prächtige, feurige und humorvolle Burschenlieder gedichtet hat und neben Grindel genannt zu werden verdient.

„Kommers- und Trinklieder“ dichtete auch Friedrich v. Rieckhoff (1809–1881), der in Riga als Dramatiker bekannt und geachtet war und Opern, Sing- und Festspiele auf die Bühne gebracht hat.

Unter den Dramatikern dieser Generation ist wohl Baron Gustav v. Rosen (1800–1860) der bedeutendste gewesen. Aber während sein Name jedem gebildeten Russen als der des Textdichters der Glinkaschen Nationaloper „Das Leben für den

Zaren" bekannt ist, weiß man in baltischen Landen nichts vom deutschen Dichter Rosen. Rosen beherrschte eben beide Sprachen so vollkommen, daß er in beiden dichtete. Er hat allerdings seine großen historischen Dramen „Rußland und Bathory“, „Die Belagerung von Pskow“, „Selimer“ und „Die Tochter Johannis III.“ russisch geschrieben, doch ist das letzte Drama von ihm ins Deutsche übertragen worden.

Einen Theaterkritiker von Bedeutung besaß diese Zeit in dem Livländer Harald v. Brackel.

Populär—freilich nur im Baltenlande—wurde der Estländer Johann Jakob Malm durch sein Gedicht komischen Inhalts: „Die Oberpahlische Freundschaft“, das in estonisiertem Deutsch geschrieben ist.

V

Die Zeit Alexanders II.

(1855—1881.)

Um die Mitte des Jahrhunderts hört das baltische koloniale Stilleben auf. Es tritt ein Geschlecht auf, das nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts schaut. Eine Fülle hervorragender Persönlichkeiten machte sich an die Arbeit, die Provinzen in das vorwärtsdrängende Leben des Westens und des Ostens einzuspannen, auf allen Gebieten des Lebens sehen wir einen neuen Kurs sich anbahnen.

Der Krimkrieg war noch nicht zu Ende, als Nikolai I. starb (1855). Die Regierungszeit Alexanders II. bedeutete ein Zeitalter der Reformen; in Deutschland bedeutete die 1858 beginnende Herrschertätigkeit Wilhelm I.—anfangs als Prinzregent—nichts Geringeres. Das Zeitalter Bismarcks, das erste, das den Zunamen einer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen verdient,

rührt sich mächtig in den Ostseeprovinzen. Auch ihnen warf es, neben der Fülle herrlicher Kräfte, die Forderung hin, sich umzugestalten—im Sinne jener kommenden Weltzivilisation des Abendlandes, wie sie heute bereits in vollem Gang um die Erde ist.

Der erste Balte, den der neue Geist erfaßte, war Hamillar v. Fölkersahm, vielleicht der erste moderne Balte überhaupt. Er kam etwas früh, man vernahm seine hinreißende Beredsamkeit schon in den 40er Jahren; und als nach dem Krimkrieg das frische Leben, an dem er nicht als letzter schuld war, erwachte, da war er ein Toter († 1856). Die „Gewalt“ hatte er nicht behaupten können, daß er die „Macht“ besaß, selbst dann, als seine Stimme nicht mehr tönte, erwiesen die 60er und 70er Jahre, denn seine Macht war die des schnell gereiften Zeitgeistes. Schon 1847 war die Agrarreform in Livland durchgedrungen, 1856—1859 erfolgte sie in Estland. Als 1861 Rußland die Leibeigenschaft aufhob, hatte man in den Ostseeprovinzen nur noch eine Frone zu beseitigen, die 1868 in Est- und Livland auch schwand. Der indigene Bauer war frei.

Es ist tragisch, daß nicht der Vorwärtsdrängende, der lebendig Schaffende Anwalt des Lebens ist, sondern der beim Alten Beharrende, der unproduktiv Erhaltende. Das Leben will—es klingt paradox—den Tod; der Tod bewacht das Leben. Als Alexander II. von dem Rußland seines eisernen Vaters den Bann des Schweigens und der Starrheit hob, da verhalf er dem russischen Radikalismus zum Leben, der 1917 Kerenski ins Winterpalais und Lenin in den Kreml führte. Als 1847 Fölkersahm Livland die Agrarreform darbot, da erhob sich der selbständig gewordene Undeutsche im Lande, der 1918 dem Deutschen die Güter nahm, um ihm das Rückgrat zu brechen. Hatten Nikolai I. und der Luniasche Mordken das vorausgesehen? Das Recht des Lebens hatten Alexander II. und Fölkersahm für sich!—

Kaum hatte Fölkersahm die Augen geschlossen, da erschien Kreuzwalds „Kalewipoeg“, das erste und das einzige National-

werk der Esten (1857) und der Name „Eesti“ wurde literaturfähig. Es regte sich in der gebildeteren Schicht des indigenen Volkes, es bildete sich eine Führerschaft mit Jannsen und Hurt an der Spitze. Die estnische Alexanderschule trat nie ins Leben (Plan von 1860), aber in der „Revalia“ an der Karlskirche zu Reval entstand der erste estnische Gesangverein, dem in kurzem zahlreiche andere im Lande folgten.

1865 wurde der „Wanemuine“ in Dorpat begründet, 1869 fand das erste allgemeine estnische Sängerkfest in Dorpat statt —eine Heerschau im Zeichen Apolls!—und ein Jahr darauf ging das erste estnische Stück, Lydia Koidulas „Vetter aus Osel“ (eine Umarbeitung des Körnerschen „Vetter aus Bremen“), über die Bretter des „Wanemuine“. Im selben Jahr schrieb die Koidula auch das älteste estnische Originaldrama: „So ein Felliner!“ Als 1871 der Estnische Literarische Verein in Dorpat begründet wurde, da gab es bereits Gemäßigte und Radikale unter der Führerschaft. Gegen Jannsen und Hurt erhoben sich die Jakobson und Weske und forderten Eesti für die Esten.

Im Jahr zwischen den Gründungen der „Revalia“ und des „Wanemuine“ begann Katfow in der Moskauer Zeitung die Angriffe gegen die baltischen Provinzen. Es waren die ersten Fanfaren zum Sturm, die von russischer Seite ertönten. Neben den Esten trat der Russe und forderte das Land für sich. Damals leitete Schirren das „Dorpater Tageblatt“. Als in Jurij Samarin das fordernde Russentum aufs nachdrücklichste seine Stimme erhob (1868–1876), da ward ihm in Schirrens „Livländischer Antwort“ (1869) jene ewig denkwürdige Abwehr zuteil, in der man schon damals nichts Geringeres sah, als die Antwort eines Abendländers von Tradition auf eine Stimme aus dem Osten. Es blieb beim Wortwechsel. Noch lebte Alexander II., der die baltische Ritterschaft liebte und ihre Sprache sprach. Man sah am Horizont ein Gewitter aufsteigen, aber man hoffte, es würde vorüberziehen.

Von dem andern, das aus dem eigenen Lande aufstieg, nahm man weniger Notiz.

Man war seit der Mitte des Jahrhunderts mit Vorliebe „liberal“; nicht im üblichen engen Sinn des Wortes, sondern in einem viel weiteren. Es wehte noch ein idealer, klassischer Wind durchs Land. Wer Fölkersahms Aufzeichnungen liest, wird den Realpolitiker schwerer finden als den Denker aus Hegels Schule und den Gesellschaftsmenschen aus dem alten kolonialen Livland. „liberal“ sein, das war annähernd das, was früher „human“ oder „aufgeklärt“ hieß, was heute als „modern“ gilt. Immer schwerer wurde es den alten fossilen Militärs und Beamten der nikolaitischen Ära, gegen die jüngeren, stetig im Wachsen begriffenen Gegner auszuhalten. Mit ihrem Hinscheiden schwand nicht nur eine verbrauchte Generation, es schwand eine ganze, ungeheure Epoche dahin: die Ostseeprovinzen waren in das grelle Licht der Zivilisation getreten.

Nun ging es wie ein Erwachen durch die Städte des Landes, zuerst durch die größeren—Riga, Dorpat, Neval—, dann auch durch die kleinen Landstädte. Noch standen sie alle im Schutz ihrer Ringmauern und Schwedenbastionen da: lichtlos im Gewirr ihrer engen und schmutzigen Straßen, spärlich beleuchtet bei Nacht, des Tags eine winkelige Welt für sich. Noch gab es Zünfte und Zunftverfassungen, noch meisterte der kleine deutsche Mann, der Handwerker, am Werk seiner Hände, und mancher unter ihnen gab sich deutsch und war es nicht. Dampfkraft gab es vor der Mitte des Jahrhunderts nur in bescheidenster Verbreitung, Steinkohlen wurden kaum eingeführt.

Die neue Zeit räumte mit diesem „Mittelalter“ auf. Es schwinden die Zünfte, die Industrie zieht ins Land. Damals erst schwanden Mauern und Türme unserer Städte und wurden durch Anlagen und Straßen ersetzt, damals legten sich um den Kern der „Altstadt“ die ersten Häuferringe unserer „Neustädte“, um die heute der häßliche Ring der Vorstädte sich geschlossen hat. Eine

Reihe altehrwürdiger Häuser wurde durch neue, gewaltigere ersetzt—das Ritterhaus, die Börse in Riga—, oder es wurden neue für die neuen Bedürfnisse gebaut,—das Polytechnikum, das Theater in Riga. Damals wurden aus altväterlichen, hölzernen Edelsitzen steinerne Schlösser aus diesem oder jenem Stil, aus behaglichen Landhäusern vornehmer Patrizier luxuriöse Villen moderner Bauart. Wie die Reformpläne und Gedanken aus den frisch bewegten Köpfen dieser Generation sprangen, so zahlreich und großzügig gedacht erhoben sich die neuen, mächtigen Bauten in den Städten, auf dem Lande. Das gebildete Bürgertum der Städte fühlte seine Zeit herannahen und regte sich, dem sich beschleunigenden Schritt der Zeit nachzukommen. Der Adel aber nahm den Baronstitel an: der kurländische in corpore, der livländische zum Teil.

Die erste Eisenbahn durchquerte das Land von Riga nach Düna-burg. Sie war bald nicht mehr die einzige. Es wuchs der Verkehr, das Reisen eröffnete ungeahnte Perspektiven. Jetzt erst erschloß sich das ganze Land seinen Bewohnern. Der Verkehr von Haus zu Haus wurde zum Verkehr von Stadt zu Stadt. Sängervereine wurden üblich neben Ausstellungen, und schließlich rückte der Westen nah heran: mit der alten, kolonialen Abgeschlossenheit war es ein für allemal zu Ende. Unsere Ringmauern und Bastionen hatte die Zeit geschleift.

Schlag auf Schlag brach die Vergangenheit zusammen. Was gäben wir heute für einen alten Stadtturm, für ein Nestchen der malerischen „mittelalterlichen“ Mauer. Wir haben es gelernt, derlei Vergangenheit zu achten. Um die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts ahnte man noch nicht, was alles man aufgab und abbrach.

Es war nun eigentümlich, daß mitten in diese liberale, zukunfts-freudige Zeit, die stolz ihre ersten Schienen legte und Telegraphen-stangen errichtete, eine religiöse Stimmung einzog, die scheinbar so wenig zur neuen Situation stimmte.

Der kirchliche Rationalismus hatte sich müde bis zur Mitte des Jahrhunderts geschleppt. Bevor er es erreichte, war mit Sartorius um 1835 ein Konfessionstheologe nach Dorpat gekommen, dessen Wirken die erste Erschütterung des herrschenden, undogmatischen und unproduktiven Rationalismus bedeutete. Ein wirklicher Umschwung trat an der Hochschule zu Dorpat erst 1841 ein, als Philippi berufen wurde, ein Theologe von der dogmatischen Glaubensstärke reformatorischer Zeiten. Seine Wirksamkeit bis 1852 war für das Pastorengeschlecht, das um die Mitte des Jahrhunderts auftrat, die Hochschule des Glaubens und der Zucht. Mit Theodor Harnack zusammen schuf er am religiösen Gesicht des anbrechenden Zeitalters. Als er schied, übernahmen zwei junge Theologen seiner Schule das Erbe, deren Namen mit der Hochblüte der Dorpater Universität aufs engste verknüpft sind: Moritz von Engelhardt und Alexander von Dettingen.

Mit ihnen und ihren Zeitgenossen von der Kanzel zog die moderne lutherische Orthodorie ins gesamtbaltsche Leben ein. Die Wirkung dieser Männer, die ihre Freunde nicht von Beruf unter den Liberalen sitzen hatten, war eine bis dahin unerhörte. Wir können sagen, daß der Stil des baltischen häuslichen Lebens in einigen sehr wesentlichen Dingen auf diese glückliche Zeit zurückgeht. Dieser Lebensstil hat stets ein gesellschaftlich vornehmes und bewegtes Gepräge getragen, was sich durch die feudalen Grundlagen unseres gesellschaftlichen Zuschnitts erklärt. Es ist von jeher viel Verständnis für die Formen des Daseins bei uns vorhanden gewesen: für kriegerische, denn lange genug war man nicht aus den Waffen herausgekommen,—für diplomatische, denn als die Waffen schwiegen, redeten die Zungen in Warschau, Stockholm und Petersburg die Sprache des Krieges weiter. Der Stamm, in dessen Händen die Geschicke der drei Provinzen gelegen haben, ist kein Stamm der Denker und Dichter, wohl aber der Feldmarschälle und Generäle gewesen; und seit sich bei uns ein „Literatenstand“ ausgebildet hat, haben auch unsere Pastore, Lehrer und Juristen

in Stadt und Land immer ein paar Tropfen Blut mehr besessen als Geist.

Seit die Reformation nach Livland gekommen war, hatte die Kirche keine bemerkenswerte Rolle im baltischen Leben gespielt. Herrnhut hatte zwar gezündet, und nicht zuletzt auf den Edelsitzen des Landes, aber diese Wirkung war gewissermaßen eine illegale. Sie erfaßte Teile. Das ganze Land wurde erst jetzt von der lutherischen Kirche gewonnen. Es war eine ungemein glückliche Lösung, die Engelhardt und Dettingen gefunden hatten. Die religiöse Innigkeit des Pietismus reichte endlich der lutherischen Strenggläubigkeit die Hand: ein warmes und doch strenges religiöses Leben breitete sich von dem Hochsitz zu Dorpat und von den vielen im Land zerstreuten Pastoraten aus und durchdrang das Dasein abgesetzener Edelsitze, kleinstädtischer Bürgerschaften und der fortgeschrittenen Patriziergeschlechter der wenigen größeren Städte. Engelhardt und Dettingen waren Ritter von Blut und Geist. Ihre Religiosität war auf aristokratische Lebens- und geistige Bildungsbedürfnisse abgestimmt. Die Freude an den Blüten der Geselligkeit und an den Früchten von Kunst und Wissenschaften sollte keine Einbuße erleiden, sie sollte durch Religiosität nur noch erhöht und durchgeistigt werden. Tanz und Spiel, Jagd und Sport, Kunst und Literatur, Wissenschaft und Bildung waren mehr als bloß Adiaphora früherer Zeiten. Die Eleganz der Erde erhielt den Glanz des Himmels. Nun geschah es immer häufiger, daß der Hausherr—der Landedelmann wie der städtische Literat und Kaufmann—seine Familie und sein Hausgesinde zu Morgen- und Abendandachten versammelte. Die landschen Kirchen sahen die Gutsherrschaft, die städtischen die „Gesellschaft“ des Ortes regelmäßig in ihren Mauern. Religion und Liberalismus gehörten bald zum guten Ton.

Der neue Geist, der um die Mitte des Jahrhunderts einzog, schuf sich bald die Mittel, wirksam zu werden. Eine Presse hatte es bisher nicht gegeben. Die „Rigasche Zeitung“, die einzige

Tageszeitung der drei Provinzen, erschien zwei Menschenalter hindurch in einem Lande, das noch keine Öffentlichkeit besaß. Was auf den Landtagen und im Rat der Stadtväter, in Sitzungen, die alle was angingen, verhandelt wurde, blieb Außenstehenden für immer unbekannt. Der Journalist war, —trotz Merkel, Jochmann und Brackel!— ein bodenfremder Typus. Eine Zeit nun, die so gründlich mit der Vergangenheit aufräumte, mußte auch eine Öffentlichkeit schaffen. Dies rechtzeitig erkannt zu haben, war das Verdienst einiger rigascher Herren von Rang und Ansehen. Der liberale Bürgermeister Otto Müller und der Hofgerichtsrat Theodor von Bötticher schufen eine Zeitschrift zur Vertretung der liberalen Zeitforderungen. 1859 erschien das erste Heft der „Baltischen Monatschrift“, die Alexander II.—ein Fall, wie er sich nicht wiederholte—persönlich gestattete. Diese Zeitschrift hat bis zum Weltkrieg bestanden, ist Spiegel und Urkundenlade, Unterhaltung und Belehrung zweier Menschenalter gewesen. Im Jahre 1927 ist das Blatt unter der Leitung von W. Wulffius wieder aufgelebt. Das „Inland“, vom Alter entkräftet, strich 1863 vor dem neuen Erben die Segel. Neben die alte „Rigasche Zeitung“, die unter John Baerens einen frischen liberalen Kurs einschlug, trat 1860 die „Revalsche Zeitung“ unter W. Greiffenhagen, 1863 die „Dörptsche Zeitung“ unter E. Matthiesen, beide liberal wie das rigasche Blatt. Das „Dorpatier Tageblatt“ wurde 1863—1864 von C. Schirren geleitet.

Dichtung.

Zu den „Gedichten aus Dorpat“ im Jahre 1845 hatte ein junger Dichter auch ein „Lied vom Fortschritt“ gesungen:

Laßt denn immerhin zerfallen,
was kein Gott mehr halten kann;
alte Töne laßt verhallen,
deren Echo längst zerrann,

alte Eiche, laßt sie modern,
flog im Blitz der Zeiten auf:
Wenn die Eichen flammend lodern,
keimen Saaten fruchtbar auf!

Vorwärts denn in Gottes Namen!

Es war das Lied, das ein Dezennium später die erprobtesten Männer anstimmten und dem ein großartiger Optimismus weitester Kreise sekundierte.

Drei Jahre später gab Graf Nikolai von Rehbinder das „Baltische Album“ heraus. Es war im großen ganzen die Poesie der zur Neige gehenden nikolaitischen Zeit, die in ihm ihre Stimme erhob, aber neu war der Titel. Es war ein „Baltisches“ Album, es hieß weder „Livona“, noch „Esthona“, noch „Kurona“.

Die Reformzeit zeitigte den „Balten“. Wie erst jetzt das Wort „baltisch“ überall Eingang fand und alle drei Provinzen einigte, so entstand jetzt erst eine „baltische Frage“. Das Leben, das so sicher dahingeflossen war, als wären nie andere Tage jenseits des Peipus aufgegangen, als die des ewig gleichbleibenden Friedens, dies Leben wurde problematisch. Die hellsten Geister begriffen das zuerst und—es begann die Abwanderung. Sie begann in ganz vereinzelten Tropfen, zäh und widerwillig,—aber sie begann. Die letzten Einwanderer begegneten den ersten Auswanderern. Die baltische Wage hatte ihre Maximalschiefe erreicht, sie schlug leise die rückwärtige Bewegung ein. Mit der großen, spontanen Abwanderung während und nach dem Weltkrieg erreicht sie ihren Abschluß. Es war vielleicht voreilig, daß Julius Eckardt die Heimat verließ. Noch war es nicht so weit, noch konnte der Adel zwei Menschenalter auf seinen Gütern bleiben und der Literat—bald allerdings unter schwerem Druck—existieren. Aber selbst Pantenius, der Eckardts Scheiden mißbilligte, folgte ihm nach.

Die Reformzeit deckte mit einem Schläge die ganze Problematik des baltischen Lebens auf. Welch ein reiches Feld von Motiven er-

schloß sich hier! Der Gegensatz von deutsch und undeutsch, von adlig und bürgerlich, von lutherisch und orthodox wurde plötzlich für die Literatur und hauptsächlich für die Erzählung und den Roman entdeckt. Das „baltische“ Land, von keinem Dichter noch in seiner Eigenart besungen, gewann nun ein Gesicht, wie es die Lyriker der „Esthona“, „Livona“ und „Kurlona“ noch nicht gesehen hatten. Zibeböhls Meer ist das Meer schlechthin, vielleicht sogar nur Heinrich Heines als Ostsee frisierte Nordsee, für Adolphi ist es aber das „baltische“ Meer. Wohl erschaute Sternberg schon die Birke als Estlands Baum, jetzt erst grünte sie im „heimatlichen“ Walde. Was erst später in Deutschland als „Heimatkunst“ literaturfähig wurde, gedieh hier schon in den 60er Jahren. Mit Johanna Conradi tritt sie zuerst auf. Mit ihr tritt, wenn man von so singulären Erscheinungen wie Elisa v. d. Recke, Juliane v. Krüdener und Karoline Stahl absieht, die erste baltische Schriftstellerin auf, der bald ein Gefolge beschieden ist. Nun war der Bann gebrochen, eine Schar schriftstellernder Frauen ist das Charakteristikum der neuen Zeit. Es besteht sicher ein Zusammenhang zwischen der femininen, aus Erinnerungsblättern zusammengeflochtenen, immer etwas dilettantischen, von dem Modell des Lebens nicht freien baltischen „Heimatkunst“ und der Tatsache, daß es gerade Frauen waren, die sie schufen und unterhielten. Auf Johanna Conradi folgten die Seeberg, die Dorn, die Böttcher, die Lortsch, die Jaksch, die Schlippenbach. Pantenius, der hier bahnbrechend wirkte, erhob den baltischen Roman zum Kunstwerk.

Das Drama dieser Zeit blieb vorerst international. Die Führung der Epoche hat Kurland, —vielleicht weil in dieser konservativsten Provinz der Umbruch der Zeiten am intensivsten empfunden werden mußte.

Dichter.

Theodor Hermann Pantenius (1843–1916) ist der populärste baltische Erzähler, der mit Recht von sich sagen durfte: „Wenn es je einen Heimdichter gab, so war ich es.“ Das Ge-

schlecht des Dichters, das anfangs den nicht latinisierten Namen Panten führte, stammt aus Pommern. 1757 ist es bei uns im Lande ansässig geworden. In Mitau wurde der Dichter als Sohn des Predigers der lettischen Gemeinde am 23. Oktober n. St. 1843 geboren. Nach den Gymnasialjahren in Mitau, den Studienjahren in Berlin und Erlangen wurde er Lehrer für Geographie und Geschichte in Riga. Auf baltischer Erde hat er nur die Romane „Wilhelm Wolfschild“ (1872) und „Allein und frei (1875)“ geschrieben. 1876 siedelte der Dichter, der in Riga geheiratet hatte, nach Leipzig über und war hier anfangs in Gemeinschaft mit Dr. Robert König, der 1888 auschied, Redakteur des „Daheim“. Von 1886–1906 war er Herausgeber von Welhagen und Klasings Monatsheften, erst in Gemeinschaft mit Paul von Szcepanski, dann mit Fedor von Zobelitz. 1891 wurde die Redaktion beider Zeitschriften nach Berlin verlegt. 1906 schied er aus der Redaktion aus und lebte dann in Leipzig. Als Dichter blieb er auch in seinen Stoffen dem Baltenslande treu. „Auf mich als Dichter wirkten nur baltische Stoffe, baltische Menschen“, sagt er in seinen Erinnerungen. 1885 erschien sein großer historischer Roman „Die von Kelles“, der nicht nur der beste baltische historische Roman ist, sondern den besten historischen Romanen überhaupt zuzuzählen ist. Hier pulst die Heimatliebe, für die er in seinem Erstlingswerk die Worte findet: „O, du Heimat, wie liebe ich dich, deinen Sommer und Winter, deinen Frühling und Herbst, deinen lauen Juni und deine kalten Dezembernächte, dich und deine Kinder, deine trozigen Söhne, deine selbstlosen Töchter.“

In der Lyrik überragt alle Dichter seiner Generation und fast alle der übrigen Generationen Karl Freiherr von Fircks (1828 bis 1871) aus Klein Drogen in Kurland. Hauslehrerziehung und Auslandsstudium hatte er mit manchem Landsmann von Abel gemein, auch die Bewirtschaftung seines Gutes in Litauen. Einen individuellen Zug in seinem Leben bilden die Bälle und Feste des

Münchener Hofe und die Teilnahme am Krimkrieg 1855. Ein tollkühner Ritt des jungen Ulanenoffiziers brachte ihn um die linke Hand, mit der rechten hat er dann 15 Jahre später seine „Elf Sonetten von 1870“ in lodrender Begeisterung für die blutsnahen Kämpfer in Frankreich geschrieben. Ein Jahr später war Fircks nicht mehr. Der „Poetische Nachlaß“ (1871) des 43jährigen erschien in Leipzig, dem Druckort seiner ersten „Gedichte“ (1864). Hinter seiner Poesie steht unmittelbar das Leben, aber ein bereits gehaltenes Leben, das die Zügel erhielt, bevor es gestaltet werden sollte, und das nur noch der Stilisierung bedarf, um zum Kunstwerk geformt zu werden.

Zu Estlands bedeutendsten Dichtern gehört Graf Nikolai von Rehlinger (1823–1876). Von ihm stammt auch die erste und einzige Chronologie von 1800–1852 unter dem Titel: „Die belletristische Literatur der Ostseeprovinzen“.

Unter den Livländern ist Alexis Adolphi (1815–1874) einer der beliebtesten baltischen Dichter gewesen. Es war in seiner Poesie—in den „Gedichten“ (1873) und im „Poetischen Nachlaß“ (1877)—so vieles vereinigt, was dem Geschmack seiner Landsleute entsprach.

Den ersten Versuch zu einer künftigen Geschichte der baltischen Literatur machte der auch als Dichter bekannte Jegor von Sivers (1823–1879) in seinem Werk „Deutsche Dichter in Rußland“, das 1855 erschien.

Ein ausgezeichnete Übersetzer aus dem Russischen (namentlich Puschkin und Lermontoff) war der Livländer Andreas Aschärin. Seine eigenen Gedichte gehören mit zu den besten dieser Generation.

Die baltische Heimatkunst erschließt Johanna Conradi (geb. 1814), eine Kurländerin, mit ihren „Lebensbildern aus der baltischen Heimat“ (1861) und „Georg Stein oder Deutsche und Letten“ (1864), dem ersten sozialen Roman, der die aktuellsten Probleme der heimatischen Verhältnisse zum Vorwurf

hat. Ihr folgten in dieser Generation mehrere weibliche Schriftstellerinnen.

In die Peripherie der estnischen und lettischen Kreise guckten auch hinüber—wenn auch zunächst in humorvoller Weise—in Estland Georg Julius Schulz (1808—1875), der bekannte Dr. Bertram der „Baltischen Skizzen“, der als Freund und Berater von Dr. Kreuzwald tätigen Anteil am Zustandekommen des „Kalewipoeg“ nahm, und in Riga der Humorist Rudolf Seuberlich.

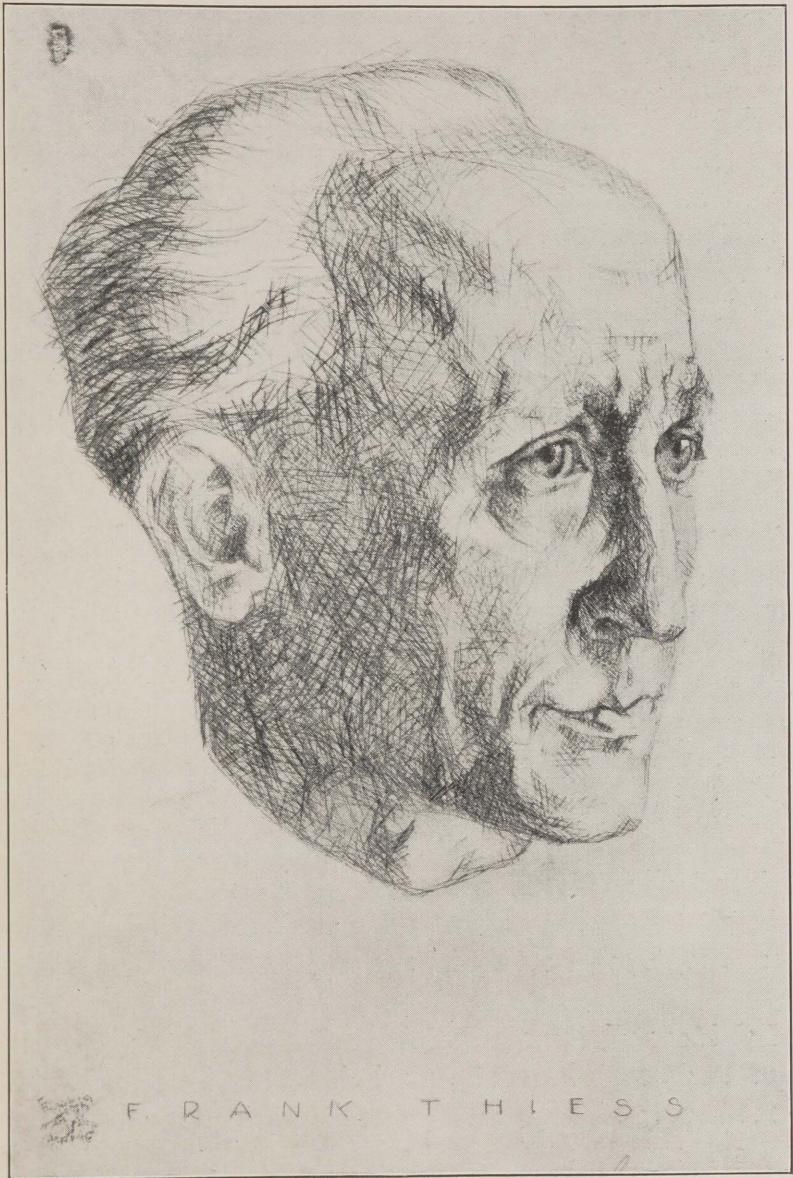
Dr. Schulz, der zu den populärsten Schriftstellern des Baltikums gehört, hat zu seinen Skizzen und Beschreibungen oft Vorstudien mit dem Zeichenstift gemacht, mit dem er Landschaften, Volkstypen, Wohnstätten, Kostüme und Hausgerät festhielt. So hat er sich auch als einer der frühesten Folkloristen wissenschaftlich betätigt.

VI

Die Zeit der Russifizierung.

(Alexander III. 1881—1894, Nikolai II. 1894—1917.)

„Der Damm zerreißt, das Feld erbraust, die Fluten spülen, die Fläche faust.“ Die verschiedenen Kulturkreise erreichen ihre Hochspannung und entladen sich. Von Westen weht der Geist des demagogischen Wissenschaftlers Marx herüber und wird zum Pfingstgeist der lettischen und estnischen Intelligenz. Von Osten sendet der nun auch über Peters des Großen Stadt gespannte moskowitzische Himmel Hagelschloßen politisch-religiöser Reaktion herüber. In echt moskowitzischer Blindheit reicht die Reaktion den radikalen Elementen im Lande die Bundesbruderhand, um das nächste Ziel, die Isolierung und Einkreisung des baltischen Deutschtums, zu erreichen. Ahnungslos, wie leider oft, steht der Deutsche den Weltgeschehnissen gegenüber. Das Landesgymnasium



Frank Thieß

zu Birkenruh wird in demselben Jahre eröffnet, da die berüchtigte Manasseinsche Revision beginnt (1882). Meinhardts Gebeine werden in demselben Jahre im Dom zu Riga gefunden und neu beigesetzt, da die Pastorenprozesse ihren Anfang nehmen (1883). Und nun folgt Schlag auf Schlag. Auf die Revision der offene Verfassungsbruch: Einführung der russischen Sprache im Behördenverkehr (1885), in den Volksschulen (1886), in allen baltischen Schulen (1887),—vom Schuljahre 1887/88 beginnend soll in allen männlichen mittleren und höheren Lehranstalten die deutsche Unterrichtssprache durch die russische ersetzt werden—, Einführung der russischen Polizeiverwaltung (1888), Aufhebung der Stadtmagistrate (1889), Einführung der russischen Unterrichtssprache auch an allen weiblichen Lehranstalten (1890). 1889 beginnt die Russifizierung der Universität Dorpat, die 1893 in „Jurjew“ umbenannt wird. „Für die Balten“—schreibt A. Engelhardt—„war die Universität Dorpat gestorben.“ Auch das Polytechnikum in Riga wird russifiziert (1893), das Farbentragen verboten, die Uniform eingeführt, die akademische Freiheit geraubt. Rechtsunsicherheit, Sinken der Bildung, Emporschießen wilder, begehrllicher Instinkte. Einzige Reaktion der Deutschen: mannhaftes Abwarten. 1892 werden die Landesgymnasien zu Fellin, Birkenruh und Goldingen geschlossen. 1890 studieren in Dorpat noch 1054 Balten, 1900 in „Jurjew“ nur noch—268! Rußland wird für seine Blindheit bitter gestraft. Der leidende Teil ist nun aber auch das baltische Deutschtum. Der russisch-japanische Krieg entbrennt, und während im fernen Osten Schiff auf Schiff und Stellung auf Stellung verloren geht, werden in Livland 85, in Kurland 45 und in Estland 54 Güter zerstört. Durch Hinrichtungen, die nun erfolgen müssen, wird weitere böse Saat gesät, bis Rußland durch das Oktobermanifest von 1905, das die Muttersprache freigibt, sich von seiner unheilvollen Vermittlerrolle zwischen den Deutschen und den Eingeborenen zurückzieht und die Völker für zehn Jahre einem „friedlichen“ Wettbewerb über-

läßt. Der Weltkrieg wirft alles bis dahin glücklich Angebahnte wieder über den Haufen. Die Bolschewikenherrschaft zeigt auch dem neu erstehenden estnischen und lettischen Staat, welche Gefahren an ihren Grenzen lauern, welchen Maßlosigkeiten sie im eigenen Lande ausgesetzt sein können, wenn sie nicht Schicksalsgemeinschaft mit denen suchen, die ihren sturmutostren Posten 700 Jahre gehalten und wertvolles Kulturgut herübergerettet haben. Auf die wahren Bundesgenossen besinnt man sich meist zuletzt.

Dichtung.

In dieser letzten und reifsten Zeit des Baltentums, in der die Winde die bescheidensten Bäumchen rüttelten, fielen die Früchte zerstreuter und zahlreicher denn je. In der Weltliteratur verdichtete sich diese Epoche, welche die Keime zur Weltrevolution in ihrem Schoße trug, zum Naturalismus. Die baltische Dichtung kennt ihn nicht. Der Selbsterhaltungsinstinkt erlaubte solche Versuche an einem Fleck, wo es um Tod und Leben ging, nicht. Und doch erhält auch hier die Dichtung einen gewaltigen Stoß, und die Geister trennen sich, wenn auch langsamer und unsichtbarer, als in der politischen und sozialen Welt. Wir haben ja im Baltikum nie eine charakteristische Schule in der Dichtung am Ruder gesehen. Der Mond einer verschlossenen Epoche stand noch lange am geistigen Himmel, wenn schon die neue Sonne einer „Moderne“ aufgegangen war, und es waren nicht immer die Schlechtesten, die —wenn sie starben—ein Stückchen längst gestorbenen europäischen Zeitgeistes mit ins Grab nahmen.

Da man im Lande nicht alles sagen durfte, was man dachte, so fällt zuerst die große Zahl der die Heimat verlassenden Dichter auf. Von den etwa 150 Dichtern und Dichterinnen dieser Zeit (die Anzahl der Werke erreicht bei manchen das vierte Duzend!) hat reichlich ein Drittel im Auslande geschrieben. Die Lyrik verrät es uns, daß es sich dabei in dieser Generation noch um eine Dichtung von Wandernden, nicht Ausgewanderten, handelt. Die alte

Konservative Form ihrer Lieder bezeugt es uns, daß sie, die Dichter vor 1905, noch immer mit der Heimat verbunden blieben. Sie kamen von einer Erde, wo noch Adolphi neben Geibel in jedem guten Hause auslag. Die Jungen nach 1905 brachen gerade mit dieser Form. Das war das Neue, das sie schärfer als die politische Grenze von ihrer Heimat schied. Ihr Resonanzboden wurde Deutschland. Ein Gedicht von Maurice v. Stern versteht noch jeder Balte, eines von Gustav Specht nicht mehr.

Wir spüren die Traditionsschwankungen. Ein Edelmann schreibt Proletarierlieder in einer amerikanischen Weltstadt; ein anderer dichtet „Gottsucherlieder“; theosophische Klänge oder auch nur „sufische“ und „vidische“ wehen hinein; indische Mangoblüten duften, und Stadt- und Landseele werden gegeneinander ausgespielt. Wir stoßen auf deutsche Dichtungen, die Esten zu Verfasser haben (Jannsen, Karrotom, Kuhlbars), wie andererseits estnische und lettische Sagen- und Geschichtsstoffe zum Vorwurf baltischer Dichter werden. Wir stoßen auch schon auf Übersetzungen aus dem Estnischen und Lettischen. Das ist alles nur noch ein Vorspiel der „baltischen Götterdämmerung“, von niemand farbiger und künstlerisch vollendeter geschildert, als von Eduard v. Keyserling. Er hat die Distanz gewonnen, um, bei entschiedener Bevorzugung der wunderbaren Geschlossenheit des Alten, dem Heraufkommen der neuen Zeit ohne Groll, ja, mit dem Lächeln des Überlegenen entgegenzusehen.

So dominiert denn in dieser Zeit die Prosa.

In ihr reden auch alle die Boden- und Traditionssicheren, deren Zahl noch vorwiegt und die in Romanen und Novellen ihre Blicke rückwärts gleiten und Vergangenes lebendig werden lassen. Es spricht sich in ihnen die Gesinnung aus, der Christoph v. Mickwitz im baltischen „Heimatliede“ poetischen Ausdruck verliehen hat:

„In Treuen fest! soll unsre Losung bleiben,
Wie sie der Väter Stolz und Ehre war!“

Besorgt schart man sich um die Jugend. Es ist die Blütezeit der baltischen Märchen- und Jugendliteratur.

Dichter.

Eduard Graf Keyserling, 1855 in Kurland geboren, ist das größte Talent dieser Generation und eines der ersten der baltischen Dichtung überhaupt. Sein Leben liegt ebenso abgeschlossen da, wie sein Werk; aber während zu diesem einige Kunstbrücken hinüberführen, öffnet sich jenes nicht einmal dem offiziellen Besucher. Eine Biographie des Dichters gibt es nicht.

Keyserling gehört der deutschen Literaturgeschichte an. Sein Lebenswerk bilden vier Dramen, fünf Romane und fünf Novellen. Hier und da sind noch kleinere Erzählungen von ihm erschienen. Dabei hat er eine Entwicklung durchgemacht, die der Entwicklung der deutschen Literatur in den letzten 20–30 Jahren vor dem Weltkrieg parallel läuft.

Nach seinen literarischen Vorbildern befragt, hat der Dichter dem Herausgeber dieses Buches 1914 folgendes geschrieben: „Was die Autoren anbetrifft, die stark auf mich gewirkt haben, so habe ich zu verschiedenen Lebensperioden auch verschiedenen Autoren den Vorzug gegeben. In meiner Jugend verehrte ich Jean Paul und Dickens, natürlich kam dann auch die Zeit, in der die großen französischen Epiker starken und nachhaltigen Eindruck auf mich machten. Jetzt scheint mir Tolstoi das Muster epischer Erzählung zu sein. Von deutschen Erzählern habe ich Fontane stets sehr hoch gestellt.“ Wenn man Keyserlings eigene Art betrachtet, so möchte man sie als aristokratischen Realismus bezeichnen. Sein Gebiet ist klein, aber gepflegt, und man weiß seine stille, vornehme Art mit nichts Besserem zu vergleichen, als mit jenem kostbaren venetianischen Glase, von dem Goethe im zweiten Teil des Faust sagt:

„Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.“

Die Witterung für die neue Zeit, für das Fremde, das durch die Parkgitter der Schlösser, Umsturz im gierigen Blick, hereinlugt, zeigt sich am stärksten in den Romanen: „Beate und Mareile“, „Bunte Herzen“, „Fürstinnen“, „Abendliche Häuser“ und in den Dramen „Benignens Erlebnis“ und „Peter Hawel“. Im letzteren, das waschechte Kommunisten auf die Bühne stellt, am stärksten. Die feine Psychologie seiner sämtlichen Werke stellt ihn neben die besten Schriftsteller der jüngsten Zeit, wobei er in der Kunst, die Messerschneide des Wortes zu handhaben, unübertroffen bleibt.

Von einer „verklingenden Welt“ berichtet auch die Estländerin Theophile v. Bodisco (1873 in Reval geboren). Sie schreibt von sich: „Ich habe immer sehr stark die Verbundenheit des Individuums mit seiner Umwelt empfunden. Wir Balten sind besonders fest in unseren Rahmen gefügt, sehr durch Tradition und gemeinsames Lebensgefühl bestimmt. Dies Leben ist in seiner alten wertvollen Form durch die politischen Umwälzungen zerschlagen. Ich habe es versucht, baltische Lebensgebilde zu fixieren, wie ich sie empfand, nun liegen sie da, melancholisch verklärt vom Heiligenschein der Vergangenheit und warten der Fragen der Kommenden.“ In ihren Romanen „Im Hause des alten Freiherrn“ (1913), „Das Kirchspiel von St. Lucas“ (1915), „Aus einer verklingenden Welt“ (1920) und „Dorothee und ihr Dichter“ (1924) zaubert sie eine Welt herauf, die in dieser konzentrierten Geistigkeit nicht das äußere Antlitz, wohl aber das innere der Wirklichkeit widerspiegelt. Wie in die inneren Werte dieser nunmehr abgeschlossenen Periode baltischer Geschichte, hat die Dichterin sich auch in die schwer zu enträtselnde Welt Dostojewskis eingelebt, wovon ihr Buch „Dostojewski als religiöse Erscheinung“ zeugt.

Maurice (Reinhold) von Stern, der Sohn des Dichters Karl von Stern, 1859 in Reval geboren, gehört zu den typischen Vertretern dieser Zeit, die so vieles wanfen sah und neuer Ideen

schwanger ging. Die Unruhe prägt sich schon in seinem äußeren Leben aus: 22jährig nach Amerika auswandernd, ist er der Reihe nach Farmer, Dockarbeiter, Clerk, Grubenarbeiter, Eisengießer, Barkeeper, Reporter, Setzer und Drucker. Er gründet die noch heute bestehende „New-Jersey-Arbeiter-Zeitung“ und steht mitten im sozialpolitischen Treiben. Nach Europa zurückgekehrt, studiert er, wird Redakteur des „Zürcher Volksblattes“, begründet die Monatschrift „Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz“ und lebt seit 1898 in Osterreich, wo er sich der Landwirtschaft, dem Gartenbau und der Obstkultur widmet. Innerlich setzt er sich mit den weltbewegenden Problemen der Zeit auseinander („Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft“, 1887, „Alkohol und Sozialismus“, 1889, „Mäßigkeit und Enthaltbarkeit“, 1891, „Stimmen der Stille, Gedanken über Gott, Natur und Leben“, 1894, „An den Schweizer Bundesrat“, 1897, „Die Selbsterziehung als Grundlage der sozialen Reform“, 1904), bis sich die Erfahrungen und das Nachdenken eines 60jährigen Lebens in den Werken „Weltanschauung“, 1921, und „Das Welt-Vakuum“, 1923, zu einem Dom wölben, in dem der Dichter die Ruhe des Alters findet.

Aus diesem mit dem Blut ehrlicher innerer und äußerer Kämpfe gedüngten Boden sprießt nun eine Lyrik hervor, die zart und formvollendet, wie sie ist, der besten baltischen Heimatlyrik zuzuzählen ist. Wie kein zweiter, hat Stern den eigentümlichen Zauber und Stimmungsgehalt der baltischen Landschaft eingefangen—man nehme aus seinen 20 Gedichtbändchen etwa nur die „Gesammelten Gedichte“ von 1906 oder die „neue lyrische Auslese“ der „Gedichte“ von 1922 heraus—und zu Musik werden lassen. So ist es denn nicht verwunderlich, daß die Perle seiner Dichtungen—das schlichte Heimatlied: „Es ist ein armes Wörtchen nur“—die am meisten vertonte baltische Dichtung ist.

Als Lyriker ist mit Stern die bedeutendste Erscheinung dieser Epoche Carl (Benoni Justinus) Hunnius, 1856 in Narva

geboren. Im Gegensatz zu Stern hat er die Heimat nur zeitweilig verlassen und lebt eben in Dorpat. Die seltene Vereinigung einer starken, tief innerlichen Liebe zu Gott, zur Natur, zur Musik, zu den großen kulturellen Schöpfungen der Menschheit ist der Boden gewesen, aus dem diese, von keinem anderen Balten in dieser Innigkeit erreichte Lyrik von Carl Hunnius gesprossen ist („Gedichte“ [1897, 2. Aufl. 1903], „Zu höheren Sternen“, ein Strauß religiöser Lyrik [1903], „Am heiligen Pfingstabend“, „Welt-Ostern“, „Ausgewählte Gedichte“ [1918] u. a.). Seine Gedichte sind vielfach komponiert worden.

Mit Wittrock zusammen gab er die „Heimatstimmen“, ein illustriertes baltisches Jahr- und Hausbuch in fünf Bänden (1904–1907) heraus. Ein bis zwei Jahre hindurch ist er Musikkritiker an der estnischen Zeitung „Postimees“ in Dorpat gewesen. Auch Übersetzungen aus dem Lettischen und Estnischen stammen aus seiner Feder. Dank seiner vielseitigen Begabung—namentlich auch auf musikalischem Gebiet—und seiner vertieften Bildung hat er auf vielen Gebieten anregend und immer im Sinne kulturellen Fortschritts in der Heimat gewirkt. Über Luther und den Protestantismus, über Musiker und Dichter, über Musik, Pflanzen und Tiere hat er, vielfach aus unmittelbarer Bekanntschaft, immer aus erlesenster Sachkenntnis heraus in mannigfaltigen Broschüren, Büchern und Abhandlungen in deutschen und baltischen Journalen und Tagesblättern Vortreffliches gesagt.

Jeannot (Emil) Freiherr von Grotthuß, 1865 in Riga geboren, begründet 1886 mit N. v. Mosch die illustrierte Zeitschrift „Deutsche Post“, ein Gesamtorgan für die Deutschen aller Länder, insbesondere des Auslandes, das unter seiner Leitung offizielles Organ des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande wurde. Seit 1898 gab er die Zeitschrift „Der Fürmer“ heraus.

Außer seinen Gedichtbänden „Am Strom der Zeit“ (1885) und „Gottsuchers Wanderlieder“ (1898), sowie den beiden

Romanen „Der Segen der Sünde“ (1907) und „Die Halben“ (1900) gab er 1894 „Das baltische Dichterbuch“ heraus, eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands—eine Leistung von hohem Wert. Das Buch erlebte 1895 eine neue Auflage und bildet mit seiner literarhistorischen Einleitung und seinen biographisch-kritischen Studien neben Nehbinders und Sivers' Werken einen der so verschwindend wenigen Bausteine zu einer Baltischen Literaturgeschichte.

Die bedeutendste baltische Dichterin, die Kurländerin Baronin Helene von Engelhardt(=Schnellenstein), 1850 auf dem Gute Wileiki geboren, offenbarte schon in frühester Kindheit eine erstaunliche Begabung für Poesie. In Stuttgart, wohin der Vater mit den Seinigen übersiedelte (1869/70), wurde sie mit Wolfgang Menzel, Freiligrath, Bodenstedt bekannt und lebhaft zur Produktion aufgemuntert. Hier erschien 1870 ihr erster Gedichtband „Morgenrot“, die Verksunft einer Sechzehn- bis Neunzehnjährigen. Im selben Jahr siedelte die Familie nach Riga über, wo Helene v. Engelhardt sich unter dem trefflichen Musiker Louis Papst, dem sie 1876 die Hand zum Lebensbunde reichte, der Musik widmete. 1885 siedelte sie mit ihm nach Melbourne in Australien über. 1899 fand Papst eine Anstellung als Professor am Philharmonischen Institut in Moskau. Das Revolutionsjahr 1905 vertrieb Papst nach Wien. Hier waren der fast erblindeten Dichterin noch fünf Jahre beschieden, um Zerstreutes zu sammeln und ihr größtes Werk herauszugeben. 1910 starb sie.

Freiligrath nannte die neunzehnjährige Dichterin „eine exotische Pflanze, die der Norden gezeitigt“, Wolfgang Menzel prophezeite ihr, sie sei berufen, „auf epischem Gebiete Gewaltiges zu leisten“, und Bodenstedt war überzeugt, daß dem „Morgenrot“ ihrer ersten Gedichte ein schöner Tag reifen Schaffens folgen werde. Diese Hoffnungen haben sich erfüllt. Johannes von Guenther hält sie für die einzige große Dichterin, die die Ostseeprovinzen hervor-

gebracht haben, und J. von Grotthuß nennt sie eine der bedeutendsten deutschen Dichterinnen überhaupt.

Ihr hervorragendes episches Können hat sie vor allem durch ihr mächtiges isländisches Epos „Gunnar und Hlidarendi“, 36 Gesänge in zwei Bänden (1909), bewiesen. Neben diesem reifsten und letzten Werk stehen die kleineren epischen Dichtungen „Im Windesrauschen“ (1890) und „Blütennacht“, ein Märchengesang aus Kurland (1900). Die Lyrik findet sich in den Bänden „Morgenrot“, „Weinalbum“ (1880), „Eine Hochzeitsreise“ (1882), „Normannische Balladen“ (1884), „Meine Stärke und mein Schild“ (1903).

Mit dem Auge des Künstlers hat die bunten Phasen der letzten zwanzig Jahre baltischer Geschichte der 1857 in Talsen (Kurland) geborene Carl Worms geschaut und in 13 Romanen und in etwa 35 Novellen und Skizzen geschildert. Eine reiche Jugend, glücklichste Lebensbedingungen, die Natur der Heimat, Einfluß der Mutter, anregender Verkehr in verschiedensten Kreisen in Heimat und Fremde, nicht zuletzt Weltkrieg, Bolschewistennot und Verlust der Heimat—er lebt eben in Harzburg—haben ihn zum warmblütigen Heimatdichter werden lassen. Einige seiner Hauptwerke seien hier genannt: „Du bist mein“ (1898), „Thoms friert“ (1901), „Die Stillen im Lande“ (1902), „Erdkinder“ (1903), „Überschwemmung“ (1905), „Aus roter Dämmerung“ (1906), „Schloß Mitau“ (1917), „Demetrius“ (1919), „Stille Helden“ (1922).

Baltischer Vergangenheit wandten sich auch zu die 1882 in Schloß (Kurland) geborene Mia Wróblewska, die im „Grauen Baron“ eine Entwicklung des lettischen Volkes bis zum Jahre 1918 bringt, und Eberhard Kraus, 1857 in Estland geboren, in seiner Erzählung „Im Zuge der Pest“ aus Kurlands Vorzeit (1895).

In diesem Zusammenhange sei auch die 1862 im Innern Rußlands geborene Tochter einer Kurländerin, Frances Külpe, ge-

nannt, die neben russischen Bildern auch solche aus der baltischen Revolutionszeit gebracht hat: „Rote Tage“, baltische Novellen aus der Revolutionszeit (1911). Sie gehört zu den stärksten Talenten auf dem Gebiete des Romans und der Novelle.

Tief in der Heimat wurzelt auch der Roman „Thomas Kerkhoven“ (1906) von Korfiz Holm, 1872 in Riga geboren.

Stoffe aus baltischer Vergangenheit hat nicht ohne Erfolg dramatisch bearbeitet und auf die Bühne gebracht Karl Stavenhagen, 1854 in Kurland geboren („Johann Wolthuß von Herse“ [1903] und „Johann Uerküll von Riesenberg“ [1910]).

In liebenswürdiger Weise plaudert von baltischer Vergangenheit mit dem den Balten angebornen Erzählertalent Monika Hunnius, eine Schwester des Dichters, 1858 in Riga geboren, wo sie auch augenblicklich lebt. Sie ist erst seit 1917 schriftstellerisch tätig. In ihren Büchern („Mein Onkel Hermann“ [1921], „Meine Weihnachten“ [1922], „Menschen, die ich erlebte“ [1922], „Mein Weg zur Kunst“ [1925], „Baltische Häuser und Gestalten“ [1926]) erklingen die Vinetaglocken einer schönen Vergangenheit, die in verklärtem Licht heraufgezaubert wird.

Den Zusammenhang zwischen dem Kunstwerk und dem Boden, auf dem es konzipiert wurde, hat zuerst Elisar v. Kupffer-Erkdorff, 1872 in Estland geboren, induktiv untersucht („Klima und Dichtung“ [1907]). Er hat seine eigenen Gedichte—ein seltener Fall in der Literatur!—auf ihre klimatisch bedingten Eigenheiten untersucht. Sein Drama aus der baltisch-russischen Revolution, „Feuer im Osten“ (1908), wurde in Reclams Universalbibliothek aufgenommen.

Aus russischem Kulturkreise stammt der Großsohn eines zu Anfang des Jahrhunderts in Livland eingewanderten Russen von Abel, Viktor von Andrejanoff, 1857 in Rußland geboren, mit einer Samson-Himmeltstjerna verheiratet und hier besitzlich, 1895 in Berlin gestorben. Das Slawische verrät sich in der

glühenden Phantasie und dem philosophischen Einschlag, so besonders in dem Werk: „Die Religion des Erbarmens und das Evangelium des Weltfriedens“ (mit einem Anhang von Gedichten) (1886) und im „Weltgericht“, Dichtung (1895).

In die indische Welt führt Leopold von Schroeder, 1851 in Dorpat geboren, in seinen Dramen „König Sundara“ (1887) und „Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne“, die am Rigaer Theater mehrfach und mit Erfolg aufgeführt wurden. Erwähnt seien auch seine „Baltischen Heimat-, Trug- und Trostlieder“ (1906).

Der Dichter des baltischen Heimatliedes, das allmählich zur Hymne wurde, ist Christoph von Mickwitz, 1850 in Dorpat geboren und 1924 in Reval gestorben.

Durch ein schönes Gedicht: „Das baltische Herz in der Fremde“, lebt der als Student früh verstorbene Rigenser Moriz Kerkovius (Bruno Mohren) (1860–1881) fort.

In die Welt des Humors—im Stile von Malm, Schulz-Vertram und Seuberlich—und in die peripheren Kreise des Deutschtums mit dem Deutsch der lettischen Volksklassen stiegen hinab die Livländer Nikolai Seemann von Jesersky, 1852 geboren, und Bernhard Semelow, 1880 in Riga geboren, der Verfasser des „Schanno von Dünakant“ (1903), einer Sammlung von humoristischen Verserzählungen in lettischem Knotendeutsch, deren acht broschiierte Bändchen die größten Auflagen aller im Baltikum erschienenen Broschüren erlebten.

Eine lettische Sage in acht Gesängen (1891), „Imanta und Kaupo“, behandelte A. Linde. Von den estnischen Schriftstellern sei Harry Jannsen, der Sohn des bekannten estnischen Volksmannes J. W. Jannsen, des Begründers der ersten estnischen Zeitung, genannt. Er gab estnische Märchen in deutscher Sprache heraus und veröffentlichte 1880 das „Liederbuch eines Balten“.

Die jüngste Generation.

Das Land, mit dem man sich zwei Jahrhunderte lang friedlich oder doch nur mit geistigen Waffen kämpfend auseinandergesetzt hatte, hatte sich wie zu Zeiten Zwans des Schrecklichen in ein reißendes Tier verwandelt, das man mit Kolbenschlägen hinter die Grenze scheuchen mußte. Deutsche, Letten und Esten beteiligten sich an dieser Abwehr gleicherweise.

Dann kam der Friedensschluß und die Auseinandersetzung im eigenen Lager.

Politisch setzte die Epoche der Majoritätsbeschlüsse ein. Was das für die Balten, die einer zwanzigfach überlegenen Bevölkerung von Eingeborenen gegenüberstanden, bedeuten mußte, ist klar. Nimmt man hinzu, daß Krieg, Bolschewikennot und Landenteignung viele—darunter führende politische Köpfe—gezwungen hatten, das Land zu verlassen; daß die Nachgebliebenen sowohl von ihren Brüdern in Deutschland als auch untereinander durch einen politischen Stacheldraht, erschwerte und verteuerte Verkehrsverhältnisse und unterschiedlichen Charakter der Entwicklung in den einzelnen Staaten getrennt wurden; daß diese Nachgebliebenen, vom Lande vertrieben, in die Städte flüchten mußten, um hier—wie auf einzelnen, gleichfalls isolierten Inseln innerhalb des Ganzen—ihr Dasein zu fristen, so wird man begreifen, mit welchen Besorgnissen das alte Geschlecht der Zukunft, die besonders das heranwachsende Geschlecht treffen mußte, entgegensah. Man begann mit dem Ausbau des Schulwesens. Da für das enteignete Land keine Entschädigung gezahlt wurde und die neuen Staaten nur einen Teil des Geldes hergaben (prozentualiter!), sprangen die deutschen Industriellen, Kaufleute und Banken sowie die breiteste Opferwilligkeit ein. In Estland erkämpfte man sich die kulturelle Autonomie, in Lettland erstanden die Anfänge zu einer eigenen deutschen Hochschule, das „Herder-

Institut". Somit waren starke Interessensphären gefunden, um die sich das zerstreut lebende Deutschtum scharen konnte. So liegen die Dinge eben, und ein modus vivendi scheint gefunden zu sein.

Aber die Gefahren der neuen Zeit lagen tiefer.

Das Baltentum hatte eine große historische Aufgabe erfüllt. 700 Jahre hatte es auf vorgeschobenem Posten deutsches Kulturgut gehütet und weit nach Osten hineingetragen. Die Zugehörigkeit zu Rußland hatte es vor vielen lebensgefährlichen Erschütterungen des Mutterlandes in den letzten fünfzig Jahren—als da sind: Emanzipation des Judentums, politisches Parteiwesen, Gründertum, Großstadtelend und Naturalismus, Duldung des Internationalismus und Kommunismus—geschützt. Es war im innersten Kern national gesund geblieben, wozu die beständige Kampfstellung gegen Übergriffe von Osten und im eigenen Lande das Ihrige beigetragen hatte.

In der Gegenwart liegt der Fall anders.

Das Baltenland ist nicht mehr eine Provinz von Rußland, sondern eine solche von Europa.

Daß die Eingeborenen in der Schicksalsstunde in der überwiegenden Mehrheit sich westlich und nicht östlich orientierten, ist gewiß Verdienst der durchsäuernden Kraft des Deutschtums im Baltenlande, ist eine weitere Rechtfertigung der baltischen historischen Aufgabe.

Aber soll der Mohr, nachdem er seine Pflicht getan hat, nun gehen?

Mit nichten. Er hat als das Zünglein an der Waage dafür zu sorgen, daß das Baltenland eine Provinz von Europa bleibt.

Hier kommt nun erschwerend hinzu, daß das Baltentum—in politische, materielle und kulturelle Nöte verstrickt—die letzten zehn Jahre mit Europa nicht hat Schritt halten können, während das Mutterland gerade in den Kriegs- und Nachkriegsjahren intensivste geistige Arbeit geleistet hat und die inzwischen mündig gewordenen Eingeborenen—Esten und Letten—, in materiell günstigerer Lage,

das Licht des Westens in breiteren Strömen hereinfluten lassen konnten. Hier heißt es nun intensiv nachholen, wenn anders die Balten die kulturelle Führung behalten wollen. Gewiß, sie haben noch viel abzugeben—an nationaler Gesinnungstreue, an Heimatsinn und Schollenhaftigkeit—, sie haben aber ebensoviel zuzulernen an dem, was namentlich das Mutterland in den letzten zehn Jahren in den großen geistigen Problemen Europas, ja der Menschheit zum Kulturgut beigesteuert hat. Der Balte von heutzutage muß sich europäisch orientieren.

Dichtung.

Die baltische poetische Schaffenskraft hat nicht nachgelassen. Im Gegenteil, eine so große Zahl schreibender Balten, wie heute, hat es noch zu keiner anderen Zeit gegeben.

Aber was sehen wir?

Unsere Dichter von Ruf leben in Deutschland. Unsere Sterne leuchten fernen Zonen, und unsere Nacht ist sternleer.

Ja, viele der Einheimischen haben das Organ für sie verloren und halten sie für „Entwurzelte“.

Daß das nicht der Fall ist, hätten wir schon an Maurice von Stern sehen können, dem ersten neuzeitlichen Balten von europäischem Schlage. Niemand hat zu Herzen gehendere Heimatlieder gedichtet als er, der zweiundzwanzigjährig hinauszog und nun schon fast ein halbes Jahrhundert in der Fremde lebt.

Ein Balte wechselt wohl den Wohnort, nicht die Art. Er bleibt schollentreu auch ohne Scholle. „Ewig bleibt dem Menschen“—sagt einer der „modernsten“ Balten—„die leidvolle Liebe zur Heimat“.

Daß wir uns sträuben, Europäer zu werden, aus Furcht, das Baltische zu verlieren, ist ein Fehler von heute. Wenn die Dichter uns dauernd verlassen und wir unser eigenes Fleisch und Blut nicht mehr als solches wiedererkennen, so kann das für uns verhängnisvoll werden.

Sie—die Dichter—, als Wesen der feinsten Zukunftswitterung, haben die Gegenwartsaufgabe des Baltentums, in den europäischen Kulturkampf einzutreten, am frühesten erkannt. Sie haben, furchtlos und heißblütig nach Baltenart, mit Engeln und Teufeln gerungen—der sechzigjährige Stern setzt sich im „Welt-Vakuum“ mit Einsteins Relativitätstheorie auseinander, und Frank Thieß geht in seinen Erholungsstunden den Boren zuleibe—, sie haben gewiß auch manchen Fehlschritt getan („es irrt der Mensch, so lang er strebt!“), aber in immer ehrlichem Wollen haben sie wertvolle Bausteine zum Gebäude eines neuen, europäisch orientierten und doch national gesinnten Groß-Deutschlands hinzugebracht.

Man übersehe nicht, welche Weite des Osten und Westen umspannenden Horizonts sie in ihrer Brust nach Deutschland tragen mußten. Fast alle sind sie des Russischen mächtig, und viele von ihnen werden zu Übersetzern der Perlen russischer Dichtung. Das reine echte Feuer der russischen Volksseele glüht unter der landfremden Asche des Bolschewismus weiter. So werden sie vor dem „Volk ohne Raum“ zu Anwälten jenes Riesenraumes ohne Volk, der nach Erlösung schreit, nach einem Volk, das ihn selbstlos—nicht ausbeutend!—aus den Krallen Asiens befreit und dem westlichen Kulturkreise zuführt. Es fällt dem, der dem Entwicklungsgang des europäischen Kulturwillens aufmerksam folgt, nicht schwer zu erraten, wer dieser selbstlose Erlöser sein wird.

Diese Raumweite im Bewußtsein des modernen baltischen Dichters bleibt nicht ohne Einfluß auf Inhalt und Charakter seiner Dichtung. Sie bringt Licht und Luft zwischen seine Gedankenreihen und Atempausen in seinen Stil. Es entsteht eine Tiefe, über der gelegentlich mystische Himmel stehen. Kyber, der älteste, schreibt eine Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus. Guenther verfaßt einen Cagliostro-Roman, Bergengruen, der Mystik und Geheimwissenschaft besonders zugetan, „Das große Alkafest“. Goetz dichtet phantastische Romane und Mysterien. Thieß aber ahnt in allen Hintergründen die Gründe von Verwandlungen, die

das eigentliche Leben im Leben sind. Es geistert zwischen den Zeilen.

So werden die modernen Balten—hierin an Lenz, die beste dichterische Tradition, anknüpfend—wieder einmal zu Brücken zwischen Osten und Westen, zu Kulturkämpfern einer neuen Zeit.

In einem Vorwort zu der Gedichtsammlung „Die jungen Balten“, die im Kriegsjahr 1916 in Berlin erschien, nennt der Dichter Bruno Goëß Kurt Bertels und Otto Schilling die ersten modernen Balten. Bertels war damals schon tot, nur der „Morgenreiter“ lebte; Schilling hatte ein Gedichtbändlein „Zandaradei“ erscheinen lassen. Goëß selbst mußte seine Gedichte aus periodischen Zeitschriften und Zeitungen zusammensuchen. Das tat er auch mit denen der Hoerner, Vegeßack, Keyserlingk, Specht und Krüger. Nur Taube und Guenther repräsentierten in Einzelbänden. Es war das junge Geschlecht, das eben anfang, sich zu sammeln. Eben deshalb suchte es nach einem Anfang. Und fand ihn in Bertels und Schilling, ja, weiter hinauf in Maurice v. Stern.

Ein Jahrzehnt ist indessen verstrichen. Die zur Zeit des Weltkrieges in den Zwanzigern und Dreißigern ihres Lebens standen, haben seinen Gipfel überschritten. Schilling ist 52, der Jüngste des Zuges, Krüger—36. Die Generation ist in vollem Gange. Es haben sich den 1916 Genannten andere angeschlossen.

Es mag bezeichnend sein, daß die beiden bedeutendsten baltischen Autoren dieser Zeit, die alle beide Herkunft und Erziehung als fortwirkendes Ferment ihrer Künstlerpersönlichkeit in sich tragen, zugleich zwei „gute Europäer“ im edelsten Sinne sind: der zu internationaler Bedeutung gelangte Graf Hermann Keyserling und der hervorragende Erzähler und Kulturkämpfer Frank Thieß.

Dichter.

Der Ahnherr der baltischen Moderne ist Kurt Bertels. Er wurde 1877 zu Riga geboren und absolvierte das Gymnasium zu Insterburg in Ostpreußen. In Freiburg studierte er Mathematik, in Berlin Chemie und Philosophie. Er promovierte 1902 in Berlin magna cum laude zum Dr. phil. und veröffentlichte 1905 eine chemisch-philosophische Abhandlung „Die Denkmittel der Physik“. Im selben Jahre erschien ein Bändchen lyrischer Gedichte: „Der Morgenreiter“. Frühzeit und Vorläufertum klingen im Titel an. Gedichte von so hohem Formwert und so schlagender, drängender Kürze hatte man von einem Baltcn noch nicht erlebt. In Deutschland gehörten seine Gedichte zur besten, aber nicht ungewohnten Poesie. Als Herausgeber der Sammlung „Klassische Illustratoren“ (München) verfasste er darauf zwei sehr feine Monographien über „Francisco Goya“ (1907) und „Honoré Daumier“ (1908).

1910 trat Bertels eine Forschungsreise in den Orient an, um Vorstudien zu einer groß angelegten Arbeit „Zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens“ zu machen. Die Reise führte ihn über Griechenland und den Nahen Orient nach Ägypten. „Ich habe alles gefunden, was ich suche“, schrieb er nach Berlin, in dem er am 20. Juli wieder eintreffen wollte. Da verunglückte er am 15. Juli auf Korfu.

Die Nachricht von Bertels Tod setzte viele Federn, selbst hervorragender Persönlichkeiten, in Bewegung. Hier war der Verlust eines Mannes zu beklagen, der sehr vieles versprochen hatte, und das nicht nur auf dem Felde der Poesie.

Das stärkste Talent dieser Generation ist Frank Thieß, ein Livländer. „Die Segnung ländlicher Horizonte steht über dem Anfang meines Lebens“, sagt er von seiner Kindheit. Nach entsetzlichen Schuljahren promoviert er in Tübingen, gibt den Wunsch, Schauspieler zu werden, bald auf und reist über Italien in die alte

Heimat. Der Krieg „bläst ihn fort, die Heimat ist verloren“. Er wird Journalist in Berlin, schreibt 1917 den „Dooghi“ „als Kredo über den Krieg und 1919 den ‚Tod von Falern‘ als Kredo über die Revolution“. Doch geben wir ihm selbst das Wort: „Das Jahr 1919 geht zu Ende. Unerträgliche Bindungen finden gewaltsame Lösung. Ich fange in München und in den bairischen Bergen, von vorne an. Neben dem Gebot, das Leben zu fristen, steht das Größere, es sinnvoll zu bestehen. Klarheit und Einsamkeit werden zur Pflicht. Inzwischen konzipiere ich ‚Das Gesicht des Jahrhunderts‘. Zur gleichen Zeit lerne ich Spenglers ‚Untergang des Abendlandes‘ kennen, eine merkwürdige und lehrreiche Duplizität der Ideen. Ich verdanke ihm Klärungen und Formulierungen und ahne in dem Augenblick, wo ich ihn glaube erfasst zu haben, schon den Weg über ihn hinaus in neue Richtung. Nach schwerer Krankheit schreibe ich, noch schwach vom Fieber, die ‚Angelika ten Swaart‘. Kein Verleger will dieses Porträt in Pastell haben. Desgleichen Falern, das sich schon ein Jahr lang auf der Rundreise befindet (bei denselben Verlegern, die mich wenige Jahre später höflichst um ein Manuskript bitten). Dieser Roman wird schließlich von mir als Übersetzung aus dem Italienischen bezeichnet, angenommen und nur durch den Dramatiker Rolf Lauckner, der das Manuskript noch rechtzeitig zu Gesicht bekommt, davor bewahrt, unter falscher Maske den ersten Schritt in die Welt zu tun.

Lauckner ist es auch, der mich nach Stuttgart zieht, wo ich ein Jahr lang mit viel Glück als Regisseur tätig bin. Von Zeiß aufgefordert, in gleicher Eigenschaft ans Münchner Nationaltheater zu gehen, ziehe ich den ruhigen Posten eines Theaterkritikers in Hannover vor. Ich verdanke diesem Posten lediglich die Möglichkeit, die ‚Verdamnten‘ zu schreiben. (Herbst 1921 bis Sommer 1922.)

Das ‚Gesicht des Jahrhunderts‘ (1923) bezeichnet mit seinem Erscheinen nicht nur äußerlich die endgültige Scheidung von jenem

hannoverschen Blatte. Ich verlasse es noch in demselben Jahr mit befreitem Aufatmen, verlasse Hannover und mache für mich das Wort vom freien Schriftsteller wahr. Es folgen Jahre wechselnden Aufenthalts in der geliebten Schweiz, in Finnland und in meinem einsamen Strandhause am Steinhuder Meer, wo ich den ‚Leibhaftigen‘ vollenden und zwischen Segeln, Schwimmen und Rudern meinem immer stärker werdenden Hange zu Sport und Gymnastik nachgehen kann. Denn gerade der geistige Mensch bedarf als Voraussetzung seiner hirnlischen Gesundheit des hochentwickelten Körpers. Der Ausgleich der Kräfte ist hier mehr als eine Forderung der Hygiene, er ist eine Forderung geistigen Lebens. So geht der Sommer in fruchtbarer Einheit von Körper und Natur hin, während der Winter Berlin zufällt, dieser unliebenswürdigen, herben und tiefen Stadt, in der die Pausen zwischen der Arbeit zwei inkommensurablen Welten gehören: Musik und-Boxen.“

Wie fleißig Thieß an der Arbeit ist, das beweist die Ankündigung einer großzügig angelegten Roman-Tetralogie, deren erstes Buch „Abschied vom Paradies“—ein Roman unter Kindern—1927 erschienen ist. Das zweite Buch „Das Tor zur Welt“—ein Roman unter Jünglingen und Mädchen—ist 1926 erschienen, das dritte 1924: es ist der „Leibhaftige“. Ein viertes Buch, „Die Feuersäule“, wird voraussichtlich 1928 fertig und soll, das Ganze abschließend, „nach den Jahren der Verwirrung die großen geistigen und religiösen Zielpunkte der Jugend unseres Jahrhunderts erkennen lassen“.

Frank Thieß wird in Deutschland wiederholt als der repräsentative baltische Dichter unter der lebenden Generation angesprochen. Daß er der bedeutendste ist, dürfte der Wahrheit näher kommen. Von baltischer Seite hat man manches gegen ihn einzuwenden. Es ist Eduard Keyserling nicht besser ergangen.

Nach bekannt geworden ist der ausgezeichnete Erzähler Werner Bergengruen. Geboren 1892 in Riga, verbrachte er die letzten

Schuljahre in Deutschland und studierte in Marburg und München, worauf er den Krieg als preußischer Kavallerist mitmachte. Nachdem die baltische Landeswehr ihn in ihren Reihen gesehen, betätigte er sich als Journalist, um vom Jahre 1924 an ganz seiner dichterischen Produktion zu leben.—

Ein Novellenband „Rosen am Galgenholz“ (Berlin 1923) enthält einige, mit suggestiver Kraft erzählte, phantastische Historien, wie der Untertitel lautet „Geschichten vom anderen Ufer“. Geradezu meisterhaft ist die Erzählung von der „Fahrt des Herrn von Ringen“, der gespenstischen Odyssee eines kurländischen Edelmannes durch das öde Rußland der Kaiserin Anna.

Der zweite Novellenband Bergengruens „Schimmelreuter hat mich gossen“ (München 1923) enthält drei romantische Erzählungen auf historischem Hintergrund. Besonders wohl gelungen ist eine Neugestaltung der alten Wehrwolfsage.

Der große phantastisch-okkulte Roman „Das Gesetz des Atum“ (München 1923) fesselt durch die kunstvolle Diskrepanz nüchtern sachlicher Darstellung übernatürlicher Ereignisse. Der Roman enthält eine Reihe kurioser Bildchen aus kurländischen Kleinstädten, und die Handlung baut sich zum Teil auf einer originellen Paraphrase des Märchens von den Siebenmeilenstiefeln auf.

Als nächstes Buch erschien im Wegweiser-Verlag (Volksverband der Bücherfreunde) 1926 der Roman „Das große Alkagest“, der im Kurland des 18. Jahrhunderts und im Petersburg Katharinas II. spielt und aufs neue die besondere Vorliebe Bergengruens für Mystik und Geheimwissenschaft verrät.

Nach diesen glücklichen Anfängen kann man mit Spannung dem weiteren Schaffen Bergengruens entgegensehen. In Vorbereitung befindet sich eine seltsame Anthologie von Selbstzeugnissen deutschen Spießertums: „Warum setzen meine Essiggurken Schimmel an?“ (Berlin, Rowohlt). Ein schönes „Baltisches

Dichterbrevier“, in dem gerade die modernen Balten besonders zu Wort kommen, wurde von Bergengruen 1924 bei Georg Neuner (Berlin und Leipzig) herausgegeben.

Über seine Einstellung zur Kunst der Erzählung schreibt Werner Bergengruen selbst: „Ohne das Typische menschlicher Zusammenhänge, den großen soziologischen Hintergrund aller Erzählerkunst je aus dem Auge zu verlieren, soll die Erzählung vom außerordentlichen Ereignis ausgehen, wie es alle ursprüngliche Fabulierkunst von ihren ersten Anfängen an getan hat. Unter dem außerordentlichen Ereignis verstehe ich in diesem Zusammenhange nicht das Sensationelle, Willkürliche und womöglich vom seltsamen Zufall Getragene, sondern das aus der Menge der Geschehnisse durch Bewegung, Reichtum und Steigerung der Lebensgefühle Hinausragende. Es gilt also die Darstellung und Deutung des Einmaligen, des Einzelfalles. Aber wie ich die Welt nur als eine Einheit zu empfinden vermag, so ist mir auch der Einzelfall, und sei es der abenteuerlichste und scheinbar isolierteste, nichts als die Manifestation ewig verbindlicher und schlechthin gültiger Gesetze, und deren Offenbarwerden, nicht deren vordringliche Predigt,—das, was ich als metaphysische Pointe bezeichnen möchte,—scheint mir denn auch den Kern jeder Art von erzählender Kunst zu bilden. Was die Technik—oder sage man getrost das Handwerkliche der Kunst,—angeht, so will ich nur ein Postulat nennen, und das ist das beseelte, das erlebte Wort, im Gegensatz zum übernommenen, zum bereits geprägt vorgefundenen, zum angelesenen, das dem Leser niemals wahrhafte Anschauung vermittelt, weil es eben auch beim Autor nicht wahrhafter Anschauung der Dinge und Vorgänge entsprungen ist; weil es von Rechts wegen in Ausführungsstriche gehört; weil es in wunderlicher Verkettung einestheils Ursache, anderenteils Ergebnis der grauenvollen Verwilderung ist, die heute unsere große und reiche Muttersprache entstellt; eine Verwilderung, für die auch den meisten ‚Gebildeten‘ das Gefühl abhanden gekommen ist, dessen Wiedererweckung und unablässige

Schärfung zu den vornehmsten Pflichten des deutschen Erzählers gehört.“

In eine mythisch-allegorische Welt führt uns Bruno Goek, 1885 in Riga geboren. In seinem „Reich ohne Raum“, einem phantastischen Roman, stellt er zwei Welten einander gegenüber: das räumliche Reich des Erstarrten, Fertigen, keiner Wandlung mehr Fähigen und das raumlose Reich der frei schweifenden Seelenkräfte, in dem sich alles, vom Eros durchglüht, heilig verwandelt und in dieser Wandlung vollendet. „Der Lobgesang“, ein Hymnus mit Sprechchören (in Münster uraufgeführt 1925) ist ein Lobgesang auf das heilige Leben. Er schildert die Wiedergeburt der Götter aus der Seele des erneuten Menschen. 1926 erschienen Zeitgedichte von ihm unter dem Titel „Der letzte und der erste Tag“. Über seine Lehrer äußert sich der Dichter selbst folgendermaßen:

„Wenn ich die Dichter nennen soll, von denen ich in der Jugend etwas gelernt habe, und denen ich die entscheidenden Anregungen verdanke, so sind es Goethe, Nietzsche, Hölderlin, Platen, Stefan George und Walt Whitman. Das lebendige Bild eines Meisters im höchsten Sinne des Wortes bot mir der Verkehr mit Ferruccio Busoni. Tiefste Dankbarkeit schulde ich dem Andenken Frank Wedekinds, der mich furchtlos in Höhen zu schauen lehrte.“

Einen langen und verschlungenen Weg innerer Entwicklung hat Otto Frhr. von Taube zurückgelegt. Da dieser Weg in der räumlichen und geistigen Überbrückung ganzer Welten und Kultursphären typisch ist für diese Zeit des Suchens und Neubauens, so geben wir dem Dichter selbst das Wort:

„Geboren 9./21. Juni 1879 in Reval. Mütterlicherseits Enkel von Alexander Keyserling. Erzogen auf dem väterlichen Gute Jerwakant bis 1890. Dann zwei Jahre Reval. Seit 1892 drei Jahre Gymnasium in Cassel, dann bis zum Abitur (1898) drei Jahre Gymnasium in Weimar. Studiere: ein Semester Naturwissenschaft in Genf, dann Jus in Königsberg, Göttingen,

Berlin. Mache Referendar und Dr. jur. Zwei Jahre Gerichtsreferendar im Riesengebirge und in Naumburg a./S. Ein Jahr Reg.-Chef in Lüneburg und in der Lüneburger Heide. Sattelle um auf Kunstgeschichte. Studiere in Leipzig, Berlin, Jena, Halle. 1910 Dr. phil. Hilfsarbeiter am Goethehaus in Weimar. Weimar war in all der Zeit Wohnsitz meiner Eltern und gewissermaßen mein Heim. Doch reiste ich viel (Italien, England, Frankreich, Nordafrika, Spanien, Portugal, Osterreich, Schweiz, Skandinavien, Rußland). Nach einem halben Jahr am Goethehaus machte ich mich ganz frei, um nur zu schriftstellern, wohnte seitdem in oder um München. Bei Kriegsausbruch Eintritt ins Heer. 1918 verheiratet. Seit 1921 in Gauting (Oberbayern) als Schriftsteller wohnend.

Einflüsse: Zu unterscheiden solche, die ich bewusst nachgeahmt, bei denen ich gelernt. Solche, denen ich unwillkürlich unterworfen war. Die letzteren nehme ich vorneweg. Meinen Profastil hat meine Mutter ausgebildet, und dieser Stil ist der E. T. A. Hoffmanns, den sie seit ihrer Kindheit besonders viel liebte und las, und in dem ich mich geradezu spiegele. Unwillkürlich haben mich auch in der Kindheit Russen beeinflusst: Gogol, Lermontow, aber nie Puschkin. Seit 1902 italienischer Einfluß: d'Annunzios Romane und Lyrik. Seit 1912 die Spanier, die meine jetzige Prosa stark verändert haben. Goethe seit 1901, wo ich die ganze Ausgabe von 1828 in einem Sommer las. Bewußt: der erste Dichter, der mich zum Nachahmen reizte, war Platen, auf den ein schwedischer Fachtlehrer mich scharf gemacht hatte. Danach Dantes Vita Nuova und Petrarca. Ich erkannte nur Sonette an. Seit 1904 Stefan George, besonders das 'Jahr der Seele'. Um diese Zeit langer Aufenthalt in England in literarisch von den Präraffaeliten beherrschten Kreisen. Bewußtes Lernen bei Swinburne, Rossetti usw. Zugleich, durch Engländer übermittelt, Bewunderung für Baudelaire, Mallarmé, Villiers, Verhaeren. Fruchtbare Freundschaft seit 1906 mit Rud. M. Schroeder, Schriftwechsel mit Hof-

mannsthal. Vor allem seit 1904 Durchsprechen fast eines jeden Gedichtes mit Venno Geiger (Enkel von Dr. Bertram-Baltische Skizzen!-, Verfasser der ‚Lieblosen Gefänge‘ und anderer wenig bekannter, doch hervorragender Gedichte). In der Prosa: Beispiel Flauberts bei der Durcharbeitung, Balzacs in der Konzeption. Goethes Wahlverwandtschaften werden oft klärungshalber gelesen. Stendhal mag manchmal unbewußt beeinflusst haben in Charakteren, wenn das nicht etwa unmittelbarer Einfluß von Niecksche ist und noch eher von Jakob Burkhards Werken. Lese heute ungern Literatur, am liebsten Geschichte. Bin mit Homer seit meinem siebenten Jahre aufgewachsen und noch heute lutherbibelfest. Stelle Luthers Deutsch trotz meiner romantischen Schulung über dasjenige unserer Klassiker. Es ist präziser als zum Beispiel Goethes. Und was ich an den Romanen schätze, ist ebenfalls die Präzision. Seit 1912 starke Neigung zu E. F. Meyer in Poesie und Prosa. Trotzdem ich seit 1905 alles, was ich geschrieben, mit Eduard von Keyserling besprach, glaube ich, bin ich sehr wenig von ihm beeinflusst.“

Was Otto v. Laube geschrieben, ist nicht sehr viel: drei Lyrikbände, zwei Romane und sonstiges. „Verse“ (1907), „Gedichte und Szenen“ (1908), „Neue Gedichte“ (1911), „Der verborgene Herbst“, Roman (1913), „Die Löwenpranke“, Roman (1921). Von Übersetzungen: Blütenkranz des hl. Franz von Assisi, William Blake, d’Annunzio, Boccaccio (Leben Dantes), Sonette des Camoens und Calderon.

In starkem Protest zur Gegenwart, die bei ihnen nur noch in der Satire Platz hat, stehen Manfred Kyber und Siegfried von Vegeßack.

Manfred Kyber, geboren am 1. März (18. Februar) 1880 in Riga, teils dort aufgewachsen, teils auf dem damals der Familie gehörigen Gut Paltemal bei Ligat in Livland. Gymnasium Riga und Petersburg, Universität Leipzig. Brach das Studium der Philosophie unbefriedigt ab und wandte sich dann den Studien

des Übersinnlichen in seinen verschiedenen Formen zu. Lebte seit 1900 in Deutschland, vorwiegend in Berlin, nach dem Kriege einige Jahre in Stuttgart, war zeitweilig Verlagsredakteur in Berlin und Theaterkritiker am Schwäbischen Merkur in Stuttgart, lebt jetzt als freier Schriftsteller in Löwenstein bei Heilbronn. Sein kulturelles Programm ist eine Wiedererweckung der übersinnlichen Weltanschauung der alten Hochkulturen im Gegensatz zur heutigen mechanisierten Zivilisation und eine brüderliche Einstellung den Tieren gegenüber, für deren Rechte er oft und rücksichtslos gegen bestehende Mißstände eingetreten ist. Sein Lieblingstier ist die Katze. Er ist seit vielen Jahren Vegetarier und Gegner der Vivisektion, die er als die größte Kulturschande der Gegenwart bezeichnet. Politisch ist er parteilos, tritt aber für gerechtere soziale Verhältnisse ein und ist Gegner des Kriegs.

Kybers Werke haben eine große Verbreitung gewonnen, besonders „Unter Tieren“, dessen erster Band bereits im 100. Tausend erschien, und sind auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden.

Seine Werke sind: „Meister Matthias“, dramatisches Gedicht (Uraufführung 1908 am Kgl. Schauspielhaus Berlin); „Der Schmied von Eiland“, Gedichte; „Halbmast geflaggt“, Nordische Geschichten; „Unter Tieren“, Erster Band; „Unter Tieren“, Zweiter Band; „Drei Mysterien“ (Der Stern von Juda, Die neunte Stunde, Der Kelch von Avalon), Uraufführung 1925 am Landestheater Stuttgart und in Reval; „Genius Astri“, 33 Dichtungen; „Märchen“, „Märchen-spiele“ (Das wandernde Geelchen, Der Tod und das kleine Mädchen), Uraufführung 1922 am Stadttheater in Koftock; „Grotesken“, „Küstenfeuer“, Drama; „Der Königsgaukler“, ein indisches Märchen; „Stilles Land“, Gedichte; „Tierschutz und Kultur“, „Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus vom Altertum bis zur Gegenwart“, „Im Gang der Uhr“, Novellen; „Zwölf Legenden

des heiligen Franziskus von Assisi“, Auswahl für die Jugend.

Siegfried von Vegeſack, 1880 in Livland (auf dem väterlichen Gut Blumbergshof) geboren, lebte nach dem Studium in Dorpat und Deutschland eine Zeitlang in Berlin, wo er 1915 bei Dr. Paul Rohrbach im Interesse seiner baltischen Heimat arbeitete, und lebt nun im Bayerischen Walde in einem „alten, sehr romantischen Ruinenturm“.

Bekannt geworden ist Vegeſack hauptsächlich durch die short story, die ganz kurze, scharf pointierte und meist politisch oder sozial gefärbte Geschichte, dann aber durch Gedichte, aus demselben Bannkreis stammend, die gesammelt unter dem Titel „Die kleine Welt vom Turm gesehen“ 1925 in Berlin erschienen sind. Als einer, der der großen Stadt, dem Geschiebe und Getriebe Valet gesagt hat und nun von seinem alten Turm aus geruhige Ausblicke hält, schreibt Vegeſack seinen dichterischen Kommentar zur Zeit. Die frommen und guten Tiere, den Wald, Sonne und Mond, aber auch Zeiterscheinungen aus dem großen, immer hochaktuellen Zirkus „Mensch“ besingt dieser Dichter, der Aristokrat, Demokrat und Pazifist in eins ist und somit zum Orden der „Guten Europäer“ gehört.

Ein Schauspiel „Tote Stadt“ wurde 1923 gespielt und legte eine starke Talentprobe für das Drama ab. Es ist ein Schauspiel mit expressionistischem Einschlag. Fragenhaft spiegelt sich die wüste Zeit in einem seltsam genug geschliffenen Spiegel.

Einen sensationellen Erfolg hatte bei ihrer Uraufführung in Prag 1925 die Affenkomödie „Der Mensch im Käfig“. Der köstliche und hintergründige Inhalt der Komödie ist folgender. In den Urwald kommt der Professor, um das Affenvolk zu erforschen, und begegnet dort dem Menschenaffen Jimmy, den ein Missionar etwas sprechen gelehrt hat. Die beiden möchten gerne ihre Rollen tauschen; der Professor, in einem Affenpelz, bleibt im Urwald, Jimmy zieht in den Professorskleidern nach Newyork,

macht eine glänzende Karriere, gewinnt die Tochter des Kohlenkönigs und wird schließlich „Präsident vom Ganzen“. Allmählich ist er aber von den Menschen des Jahres 2000 und besonders von ihrer Politik so angeekelt, daß er sich wieder im Urwald einfindet, um mit seiner Braut auf einem Baumriesen ein ehrliches und friedliches Affendasein zu führen. Sein Nachbar ist der Professor, der schon total verarft ist und nicht daran denkt, zu den Menschen zurückzukehren.

Von Siegfried von Vegesack, dieser wahrhaft erfreulichen Dichterpersönlichkeit, ist noch allerhand Gutes zu erwarten.

Ein Fanfarenruf für die modernen Lyriker wurde Otto v. Schillings „Zandaradei“ (1906). Er ist 1874 in Mitau geboren, studierte in Moskau, Jena und Leipzig und blieb der Heimat bis 1919 treu. Er hat mit ihr zusammen, nur durch die Einberufung während des Weltkrieges unterbrochen, die erneute Russifizierung, den Kampf mit dem Lettentum, die deutsche Besatzungszeit und schließlich die bolschewistische Schreckensherrschaft durchgemacht. 1920 wurde er an der „Deutschen Zeitung“ in Berlin angestellt, an der er noch heute als Hauptschriftsteller tätig ist. Seinem ersten Gedichtbändchen folgten zwei weitere: 1911 „In Liebe und Haß“ und 1921 „Herzeleid“.

Ein außerordentlicher Formkünstler wurde Gustav Specht, geboren am 15./27. Januar 1885 in Riga. Nach Absolvierung des Rigaer Stadtgymnasiums studierte er 1905–1911 Jurisprudenz und Sprachwissenschaften an den Universitäten Jena, Straßburg und Moskau. War kurze Zeit als Sprachlehrer und später in Berlin mehrere Jahre als politischer Redakteur und Pressereferent tätig. Bereiste Deutschland, Österreich, Italien, Finnland und Rußland, insbesondere Bessarabien und die Krim. Wurde 1912 von Franz Blei in die literarische Öffentlichkeit eingeführt und lebt seit 1914 als Schriftsteller in Berlin.

Er veröffentlichte Gedichte und kleine Prosastücke in Zeitschriften, Almanachen und in der Tagespresse; schrieb auch la-

teinische Verse und übertrug unter anderem einige venezianische Sonette Platens ins Lateinische.

Gustav Spechts dichterische Persönlichkeit reifte unter dem Einfluß seiner großen Liebe für die Antike (siehe seine „Göttersonette“), er pflegt in seinen Versen eine bei aller Strenge lebendig-plastische Form; mit am charakteristischsten jedoch sind für ihn seine galant-schelmischen Gedichte (so zum Beispiel der Zyklus „Mela die Tänzerin“); hier zeigt er sich als ein sehr skeptischer und unsentimentaler Frauenlob und epikureischer Musarion, als ein durchaus heidnischer Troubadour vom Stamme Catulls. Von Specht sind auch mehrere Übersetzungen aus dem Ukrainischen und Russischen erschienen.

Ein ausgezeichnete Lyriker ist auch Herbert v. Hoerner, 1884 in Kurland geboren. Von Hoerner, der in erster Linie Lyriker ist, gibt es manche Gedichte, wie das grandiose „Lügenhaus“, die zum Besten nicht nur baltischer moderner Dichtung gehören. Von Hoerner erschienen bisher ein Band Verse und Erzählungen „Villa Gudrun“; ein Drama „Theseus“ wurde aufgeführt. Die in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien erschienenen Gedichte sind noch nicht gesammelt veröffentlicht worden.

Früh gestorben ist Paul Graf Keyserlingk, 1890 in Stuttgart geboren, 1918 an der Westfront gefallen. Er war nicht nur ein wirklicher Dichter—davon zeugen die 23 Gedichte des schmalen Bandes „Das Tor“ im Musarionverlag zu München—, sondern noch mehr ein hochorigineller, reichbegabter, geistig aktiver Mensch, dem auf irgendeinem Gebiet wahrscheinlich eine große Leistung gelungen wäre.

Auch er war, wie mancher hervorragende Vertreter seines Geschlechts, ein „guter Europäer“. Gleich bei Kriegsbruch zieht er als Freiwilliger ins Feld; doch auch ihn, den Hochgemuten und Furchtlosesten, packt nach endlosen Kriegsjahren beim Anblick all des Elends die Verzweiflung.

Nur eure Leiden werden bleiben
als ärgste Schmach der argen Zeit,
man wird sie rot und leuchtend schreiben
ins Klagebuch der Ewigkeit.

Von Stacheldraht die Dornenkrone,
die euch die bleiche Stirn umflieht,
so gleichet ihr dem Menschensohne,
und ruft Europa zum Gericht.

Gleichsam sein nahes Ende ahnend, sieht er ein unheilverkündendes „Zeichen“ aufgerichtet:

Wie eine schwarze Fahne bist du aufgeweht
auf meinen einsamen und weiten Wegen.
Ich werde mich zum Sterben zu dir legen,
weil du mir Zeichen bist, daß es nicht weitergeht!

Mit diesem erschütternden Aufschrei verhallt sein Leben.

Skizzen von Paul Kerserlingk sind in den „Süddeutschen Monatsheften“ und im „Berliner Tageblatt“ erschienen.

In baltischen Ländern völlig unbekannt, in Deutschland jedoch von einem kleinen Kreise von Kennern geschätzt ist Reinhold von Walter. 1882 in Petersburg geboren, wirkte er nach einem philologischen Studium in Petersburg an der Annenschule und flüchtete 1918 nach Deutschland, wo er vornehmlich in Berlin als freier Schriftsteller lebt. Reinhold von Walter hat bis jetzt nur wenige schmale Bändchen, hauptsächlich Lyrik, erscheinen lassen, die fast alle vergriffen sind. 1913 erschienen formvollendete Sonette und 1919 das bis jetzt interessanteste Werk Walters „Der Kopf“ (Cassirer, Berlin, mit außerordentlichen Holzschnitten von Ernst Barlach). Die apokalyptischen Zwiegesänge dieser merkwürdigen Dichtung spiegeln den äußeren und inneren Verfall einer Stadt und eines Volkes wider. Das furchtbare Erlebnis des sterbenden Petersburgs liegt dem Gedicht zugrunde.

Der Art nach gehört „Der Totengräber“ (1921) zum Petersburger Nachtstück. Eine kleine Auslese „Gedichte“ erschien 1921 im Strythen-Verlag, Berlin. Vortreffliche Übertragungen moderner russischer Lyriker, besonders Alexander Blocks, Brjussows, Sologubs und einiger Hauptwerke Dostojewskis entstammen der Übersetzungstätigkeit Walters.

Ein Übersetzungstalent, wie es nicht oft vorkommt, ist Wolfgang E. Groeger. 1882 in Riga geboren, wurde er in Moskau erzogen, studierte dort, war dann mehrere Jahre in Ostasien tätig und lebt seit 1920 in Berlin. Goethe und George hatten den größten Einfluß auf ihn, von ausländischen Dichtern die russischen „Symbolisten“, Verlaine, Edgar A. Poe. Eine große Anzahl Puschkinscher Gedichte und Versdichtungen hat Groeger vorzüglich übertragen und damit eigentlich erstmalig dem deutschen Leser einen wirklichen Begriff Puschkinscher Größe vermittelt. Auch für die Verdeutschungen von Dichtungen der modernen Russen Alexander Bloch („Die Zwölf“), Brjussow und Balmont kann man nur Bewunderung hegen. Eine prachtvolle Leistung Groegers ist die Übersetzung der eigentlich „unübersetzbaren“ alten russischen Heldenlieder (Bylinen).

Als selbständiger Dichter zeigt sich Groeger im Gedichtbände „Zau“ (1913).

Unter den Dichterinnen dieser Zeit brach zuerst den Bann der Jahrhunderte die Rigenserin Elfriede Eckardt-Skalberg mit ihrem Gedichtband „Über drei Stufen“, der fast gleichzeitig mit Bertels „Morgenreiter“ erschien. Er bedeutete eine Revolution in der Lyrik und hat namentlich der Frauenlyrik einen energischen Ruck in das Freilicht tieferer und feinerer Seelenanalyse und einer rhythmisch beschwingteren Form gegeben. Von ihr stammen die ausgezeichneten Übertragungen der neueren lettischen Lyrik.

Das stärkste lyrische Talent dieser Generation wurde Gertrud von den Brincken, 1892 in Brinck-Pedwahlen in Kurland ge-

boren. Während der Kriegs- und Bolschewikenzeit lebte sie in Tuckum, „an das mich“—wie sie sagt—„stärkste Heimatliebe bindet“. 1925 verheiratete sie sich mit dem Oesterreicher Professor Dr. Walther Schmied-Kowarzik.

Veröffentlicht hat sie fünf Gedichtbände: „Wer nicht das Dunkel kennt“ (1911), „Gedichte und Balladen“ (1918), „Aus Tag und Traum“ (1921), „Schritte“ (1924), „Das Heimwehbuch“, Blätter vom baltischen Baum (1926). In Vorbereitung ist der Roman „Zwei Ehen“.

Es ist Lyrik, die aus der Seele des Landes emporblüht.

„Ach, daß heut keine Seele dieses Land
als Seele liebt, wie Land geliebt sein sollte.“

(„Schritte“.)

Zu überhören ist nicht der dramatische Unterton, der auch in den traumhaftesten und zartesten dieser Dichtungen mitschwingt und der zuweilen als balladesker Saitenklang hervorbricht, wie in dem prachtvollen „Judas Ischarioth“.

Kurische Landschaft und Art ist nie in edleres lyrisches Gold gefaßt worden als in den Brindenschen Gedichten.

Neben ihr sei die auch als Komponistin hervorgetretene Kurländerin Elisabeth Goercke genannt (1888 in Talsen geboren). In ihren drei Gedichtbänden „Viel süße Minne“ (1912), „Nicht untergehn“ (1917), „Flügel zur Freude“ (1926) finden sich Gedichte, in denen sich tiefes Empfinden in musikalisch reizvolle Form ergießt.

Ein Frühverstorbener, von dem namentlich auf dramatischem Gebiet Hervorragendes zu erwarten war, war Karl von Freymann. Den 1877 in Dorpat Geborenen raffte ein tödliches Lungenleiden schon mit 30 Jahren hinweg. Seine ersten Arbeiten fallen in die Dorpater Studentenjahre, als sich ein literarisch und künstlerisch interessierter Kreis zusammenfand. Freymann ist vor allem als Lyriker und Dramatiker beachtenswert. Seine Erstlings-

werke, die Skizzenbände „Pupa und Anderes“ (1904) und „Aus verlorenem Winkel“ (1905), treten dagegen zurück, obwohl einzelne Schönheiten und phantastisch-bizarre Einfälle sie über das gewöhnliche Niveau stellen. In seinen lyrischen Gedichten zeigt sich ein ungewöhnliches Formgefühl in engstem Bunde mit tiefem Empfinden. Die Dichtungen „Das Grablied“, „Weihnacht der Toten“, „Mein Lied“ und die kleine melancholisch-witzige Komödie „Nach dem neunten Thermidor“ (1908) lassen erkennen, was Frehmann noch hätte geben können. Das Drama „Der Tag des Volkes“ (1907) gestaltet die russische Revolution von 1905 mit ihren Sondererscheinungen im Baltikum. Ein großangelegter Roman aus dem baltischen Leben um 1900 ist nicht über einige Kapitel hinausgediehen, — nicht das einzige geplante Werk des Dichters, dessen Ausführung der Tod verhinderte.

Dramatisch hat sich auch Johannes von Guenther, 1886 in Mitau geboren, betätigt. Von 1904–1914 ist er in Berlin, München, Petersburg und London gewesen. In Petersburg trat er dem Kreise der neuen russischen Dichter näher, Alexander Blok, Wjatscheslaw Iwanow und Michael Kusmin, ebenso der Zeitschrift „Apollon“. Von 1914–1923 lebte er in München und war einige Jahre hindurch als Verleger tätig. Seit 1923 lebt er in Viehl in Oberbayern.

Er hat sieben Theaterstücke verfaßt: „Zannhäuser“, ein Trauerspiel (1914); „Der Magier“, ein phantastisches Schauspiel (1916), „Der liebste Gast“, ein Singspiel (1917), „Don Gil von den grünen Hosen“, Lustspiel nach Tirso de Molina (1918), „Darjas galante Zeit“, Operette (Musik von Gerhart v. Westermann) (1923), „Dummes Zeug wird hier getrieben“, Lustspiel nach Francisco de Rojas (1925), „Reineke“, Lustspiel (gemeinsam mit Paul Baudisch, 1925).

Ferner stammen von ihm drei Gedichtbücher: „Schatten und Helle“ (1905), „Fahrt nach Thule“ (1916) und „Der weiße

Bogel" (1920), sowie zwei Romane: „Martinian sucht den Teufel" (1917) und „Der große Orient zu Medina", ein Eagliostroroman (1926).

An Übertragungen von ihm besitzen wir zwei Prosabände Puschkins und zwei Versdichtungen desselben Dichters: „Ruslan und Ludmilla" (1923) und „Der eiserne Reiter" (1923); ferner seine „Russische Bibliothek", die es bisher auf zehn Bände gebracht hat, von denen fünf von Guenther übersetzt sind.

Übersetzt hat er auch Ernest Dowson („Pierrot auf einen Augenblick" [1921]) und den russischen Dichter Kusmin („Die Spieluhr der Liebe" [1920] und „Alexandrinische Gefänge" [1920]).

Von seinen Lehrern sagt er:

„Meine erste literarische Tätigkeit stand ganz unter dem Zeichen Stefan Georges, über den ich auch eine bisher nur russisch erschienene Monographie geschrieben habe (1910). Den deutschen Romantikern, vor allem Eichendorff, Arnim, Brentano und Immermann, verdanke ich viel."

Von den weiblichen Dramatikern dieser Zeit seien genannt:

Ellinor Lorenz, 1888 bei Riga geboren, die mit ihrem Drama „Der Auferweckte", das 1925 seine Uraufführung in Riga erlebte, großen Erfolg erzielte, und Camilla Möller, 1890 in Riga geboren, die 1923 das Revolutionsdrama „Sturm" und 1924 ein Festspiel „Luther und die Bildersfürmer" auf die Bretter des Rigaer Theaters brachte.

Zunächst als Goetheforscher, dann als Romanschriftsteller sei Valerian Tornius, 1883 in Rußland geboren, dann aber früh ins Land gekommen, genannt. 1923 erschien sein Roman „Der goldene Christus" und 1927 der kulturhistorische Roman „Elisa, die Geschichte einer schönen Seele".

Zu den wenigen Humoristen und Spottvögeln dieser Generation gehört Hellmuth Krüger.

Es gibt einen Künstlertypus des Bohemien, in den Augen der

Landläufigkeit den „Künstler“ schlechtthin. Bei Henri Murger bewohnt er die Mansardenstuben des Quartier latin. Im Deutschland von heute verdient er bisweilen ganz respektable Summen. Es gab Klassiker dieses Typus: Wedekind. Auch Hellmuth Krüger gehört ihm an.

Er wurde 1890 in Dorpat geboren, war ein schlechter Schüler verschiedener Gymnasien in Dorpat, Birkenruh und Petersburg und besuchte Schauspielschulen in Köln und München. Als Schauspieler und Operettensänger trat er in Naumburg, Nürnberg und Berlin auf. In Berlin war er sechs Jahre am „Deutschen Theater“, seit 1921 beim Kabarett. Er veröffentlichte Gedichte – „Das Loch im Vorhang“ (1920), – ein anonymes Werk über Rasputin: „Leben und tragischer Tod des Wundermönchs am Zarenhof“ (1917), Zeitungsartikel, eine Operette, die in München 60mal gegeben wurde; er schrieb Filme, Schlager, arbeitete an den „Lustigen Blättern“, am „Stachelschwein“, an der „Weltbühne“ und mehreren Anthologien mit. Seine satirischen Gedichte und kleinen Geschichten sind sehr niedlich. „Die Bonbonnière der Pandora“, eine Sammlung neuer satirischer Gedichte erschien vor kurzem.

Daß Krüger sehr begabt ist, leuchtet ein. Wie weit seine Begabung reicht, ist noch nicht ausgemacht. Vielleicht ist Goethes Rat an Eckermann auch auf ihn gemünzt: „Machen Sie vorderhand, wie gesagt, immer nur kleine Gegenstände.“

★

Vielleicht steht das Baltikum heute vor der Entscheidung: auf eine eigene Literatur von Rang zu verzichten und sich mit engbaltischer Provinzialdichtung zufriedenzugeben, oder das Baltische bewußt in den Dienst des europäischen Kulturkreises zu stellen.

Die baltische Heimatdichtung unbeschadet, – vielleicht entdecken wir einmal eine baltische Provinz höherer, geistiger Dimension. Dann ist uns der Bestand einer baltischen Literatur großbaltischen Ausmaßes gesichert.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum Geleit

III

I. Bis zur russischen Herrschaft

1. Estnische Volksdichtung der ältesten Zeit	3
2. Westeuropäische Kolonisationsliteratur	4
3. Geschichtswerke	5
4. Die niederdeutsche Literatur	7
5. Lyrische Dichtung des 15. Jahrhunderts	8
6. Weltliche Lyrik	10
7. Das 16. Jahrhundert	11
8. Dramatische Literatur	18
9. Das 17. Jahrhundert	20

II. Die russische Zeit

1. Die nachpetrinische Zeit (1762—1796).	31
Das Theater	39
2. Die Zeit Katharinas II. (1725—1762).	42
Dichtung	52
Dichter	53
3. Die Zeit Alexanders I. (1801—1825).	57
Dichtung	62
Dichter	64
4. Die Zeit Nikolais I. (1825—1855).	70
Dichtung	75
Dichter	77
5. Die Zeit Alexanders II. (1855—1881).	84
Dichtung	91
Dichter	93

	Seite
6. Die Zeit der Russifizierung. (Alexander III. 1881—1894, Nikolai II. 1894—1917)	96
Dichtung	98
Dichter	100
7. Die jüngste Generation	108
Dichtung	110
Dichter	113

Institut für Auslandkunde Grenz- und Auslandsdeutschtum der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft Leipzig N 22 — Friedrich-Karl-Straße 22

Ausbau der Sonderausstellung der Bugra (1914):

Deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Auslande

In Deutschland erstmalig durchgeführtes Unternehmen zur Veranschaulichung der Bedeutung geistiger, politischer und wirtschaftlicher Werte deutscher Auslandsarbeit

Vereint mit dem Balkan- u. Vorderasieninstitut der „Deutschen Vorderasiengesellschaft“

Abteilungen des Institutes:

I. Museum

Modelle, Gemälde, Stiche, Photographien, Diagramme, Wandkarten und kartographische Einzeldarstellungen wie hervorragende Werke der Graphik und Buchkunst

II. Archiv

Materialien deutscher Inlandtätigkeit zur Erforschung des Auslandes (Auslandstudien an Hochschulen, in Kulturvereinen u. a.). Berichte deutscher Vereine im Auslande und in den Grenzlandgebieten, von deutschen Auslandsschulen, Auslandsbüchereien, Missionsanstalten, Hospitälern, Auslandsbanken, kaufmännischen Auslandsunternehmungen

III. Bücherei (etwa 18000 Bände)

Literatursammlung zur Länder- und Völkerkunde, Politik, Geschichte und Wirtschaft der wichtigsten Kulturkreise des Auslandes wie zur Verbreitung und zum Schaffen des Auslandsdeutschtums. Erschienen Katalog I, II und III

IV. Lesesaal

Tageszeitungen, deutsche Auslandszeitungen, Zeitschriften zur Politik, Wirtschaft, Innenkolonisation, Auswanderungsbewegung, Länder- und volkskundliche Zeitschriften (insgesamt an 200)

V. Auskunft

über die Aussichten geistiger, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Betätigung im Auslande wie über Verbreitung und Leistungen des Grenz- u. Auslandsdeutschtums. In Fragen der Auswandererberatung seit 1. April 1924 Nachfolgestelle der Zweigstelle Leipzig des Reichswanderungsamtes

VI. Veröffentlichungen

Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt“ (erschienen Jahrg. 1-X) mit den kritisch-bibliographischen Beiblättern „Wissenschaft, Kunst, Volkstum“. (Ausgegeben Heft 1-15)

„Schriften des Instituts für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum“ (vorliegend Heft 1-20) und „Angewandte Geographie“, Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnis in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. (Vorliegend Heft 1-50)

„Staaten und Völker nach dem Weltkriege“. Ein Nachschlagebuch auf politisch-geographischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung des Grenz- und Auslandsdeutschtums. 278 Seiten

„Schicksale und Entwicklung des Auslandsdeutschtums im letzten Jahrzehnt, insbesondere nach dem Weltkriege“. (Jahrbuch des Vereins für das Deutschtum im Auslande 1922)

„Grundfragen und Tatsachen zur Kunde des Grenz- und Auslandsdeutschtums“. (Jahrbuch 1926 des Vereins für das Deutschtum im Auslande)

„Die Schulbilge im Urteile führender Geister Deutschlands und des Auslandes“. I. Deutsche Stimmen. A. Deutsche Ausgabe. B. Auslandsausgabe (dreisprachig: deutsch, englisch, japanisch). Beide Ausgaben je RM. 7.50

Schriftenreihe „Quellen und Studien zur Kunde des Grenz- und Auslandsdeutschtums“. (Erschienen Band 1-6)